

A stylized, high-contrast illustration of a mantis. The mantis is shown in profile, facing left. Its head is at the top left, with two long, thin antennae extending upwards. The body is a dark silhouette against a light background. The most prominent feature is its large, raptorial front leg, which is curved and has a serrated inner edge. The background is split vertically: the left side is white, and the right side is black.

**VORZEIT
FRÜHZEIT
GEGENWART**

INTERDISZIPLINÄRES BULLETIN

3-4/93

MANTIS VERLAG

Impressum

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart *Interdisziplinäres Bulletin*

erscheint im Mantis Verlag Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a Tel. 089 / 87 88 06

ISSN 0934-4349

Herausgeber und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor:

Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn, Bremen

Titelblatt: Der Entwurf stammt von *Hanjo Schmidt*, 70182 Stuttgart
Esslinger Str. 22

Druckerei: *Difo-Druck GmbH* 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Wer 50,- DM auf das Verlagskonto einzahlt (außerhalb Deutschlands bitte 55,- DM bar oder als Euro-Scheck senden), erhält bei Erscheinen die fünf Hefte des Jahresabonnements 1993.

Vorrätige frühere Hefte können nachgeliefert werden: 10,- DM je

Heft (Doppelhefte: 1-2/89 = 12,- DM; 2-3/90, 3-4/91 und 4-5/92 je 18,- DM). **Jahrgänge:** 1989 (1-5) = 35,- DM, 1990 (1-5) = 40,- DM, 1991 (1-5) = 40,- DM, 1992 (1-5) = 45,- DM

Copyright: Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortl. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809

Postgiroamt München (BLZ 700 100 80)

VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART

Interdisziplinäres Bulletin

3.-4. Heft, 5. Jg.

September 1993

Editorial

All jene Abonnenten, die nicht am Jahrestreffen in Frankfurt teilgenommen haben, mußten den Eindruck gewinnen, daß sich Bulletin und Herausgeber eine beneidenswert lange Sommerpause gönnen. Wie auch sonst in der Chronologie trägt der äußere Schein.

Zunächst hat ja unser Jahrestreffen Ende Mai insgesamt 50 Teilnehmer zusammengeführt, eine neuerliche Steigerung gegenüber den Vorjahren. In den Wochen danach zeigte es sich, daß auch eine Pyramide nicht in einem Tag gebaut wird, sprich: Aus der anfänglichen Idee von F. Löhner entpuppte sich erst ein Aufsatz, dann ein Heft und schließlich das veritable Buch: 'Der Bau der Cheopspyramide'. Qualität forderte ihre Zeit, und so konnte das erste professionell gestaltete Buch des Verlages erst am 18.8. ausgeliefert werden.

Zu diesem Zeitpunkt ging es bereits sehr munter bei Mantis zu, denn Chefredakteur Dr. Paul C. Martin hatte in der Bild-Zeitung eine Serie über "Die großen Rätsel der Menschheit" begonnen, bei der auf manche Arbeit von Mantis-Autoren zurückgegriffen wurde (s.S. 146). Das Resultat läßt sich in knappem Stabreim schildern: Martin macht Mantis mobil! Binnen einer Woche war die Pyramidenaufgabe verkauft, die normalerweise für ein Jahr ausgereicht hätte, und noch ist die Spitze des Pyramidions nicht erreicht. Karl der Fiktive blieb dagegen in den Startlöchern sitzen, sicher ein Zeichen dafür, daß die breite Leserschaft sehr ungerne auf Liebgewonnenes, Identitätsstiftendes verzichtet.

Zwischenzeitlich hat G. Heinsohn einen Seitensprung gemacht, indem er auf dem Weg zur Gleichsetzung Urartu = Armenien gleich bis Indien vorstieß und erst einmal dort die Induskultur regelrecht, also stratigraphisch sinnvoll mit der buddhistischen Zeit verband. Das Resultat liegt inzwischen ebenfalls im Druck vor (s.S. 147). Urartu wird - ebenso wie A. Naudiets Buch *Paradies · Eiszeit · Sintflut* - erst im Winter erscheinen.

Mit dem Wunsch, daß Ihnen die Resultate des "Sommerlochs" interessante Stunden bescheren, verbleibe ich Ihr

H. G. A. Meyer
30.8

Jalta - diesmal in Frankfurt

Heribert Illig

Mitten in illustrem Gebiet - zwischen Palmengarten, Deutscher Bibliothek und Literaturhaus - suchen wir auf der Bockenheimer Landstraße "unser" Palais Jalta. Der Bau, der die angegebene Hausnummer trägt, ähnelt weniger einem Palais als einem ganz normalem Bürohaus. Sind wir hier richtig?

Wir waren sogar sehr richtig. *Hans Heiner Maier* hatte uns mitten in der Innenstadt prächtig untergebracht: ein ruhiger, luftiger Raum mit genügend "Auslauf" für die halbe Hundertschaft, die sich heuer zusammenfand, daneben als wirkliches Palais das Literaturhaus, das uns "im Park" verköstigte. Aber Maier hatte uns nicht nur hier installiert, sondern uns auch schon am Vorabend in seiner Wohnung ein schönes Buffett bereitet und sich ansonsten unauffällig, doch höchst wirkungsvoll um den reibungslosen Ablauf der gesamten Tagung gekümmert. Erwähnt sein will außerdem *Meinhard Hoffmann*, der professionell mit Kamera und Scheinwerfern die Vorträge ins rechte Video-Licht rückte. Ich denke, daß er uns einige Vorträge auf Band anbieten wird.

Zum Auftakt - sofern die Cheopspyramide überhaupt ein Auftakt sein kann - knüpfte *Franz Löhner* an seine vorjährigen Ausführungen zur Granitbearbeitungen an, um dann eine neue, realistische Möglichkeit für den Pyramidenbau darzulegen. Sein Modell einer Seilrolle demonstrierte, wie leicht sich tonnenschwere Lasten auf der Pyramidenflanke hochziehen lassen, wenn die Schlepper ihr Eigengewicht als Ballast einsetzen. Die genial einfache Idee liegt inzwischen - eingebettet in eine umfangreiche Dokumentation aller bisher vorgeschlagenen Baumethoden - in Buchform vor (s.S. 147).

Nach diesem Großbau demonstrierte *Gunnar Heinsohn* ein weiteres Mal die Fruchtbarkeit seiner Idee, derzufolge in Südmesopotamien verschiedene Reiche in der Geschichtsschreibung einfach verdoppelt worden sind, um klaffende Lücken innerhalb einer überlangen Chronologie zu kaschieren. Während er im Kernland inzwischen sogar Verdreifachungen nachgewiesen hat, spürt er an der Peripherie "zunächst" Verdopplungen auf. Im alten Armenien ging es dabei um das "uralte" Urartu, das den antiken Historikern niemals begegnet war. Während es in seinem -8. Jh. von keinem Forscher erwartet worden ist, sucht man - in demselben Gebiet

- vergeblich nach Überresten jenes Armenien, das im -5. Jh. geblüht haben sollte. Die Arbeit über die Verjüngung und "Verwandlung" von Urartu ins klassische Armenien darf erst zum Jahresende erwartet werden, weil Heinsohn zunächst die indischen Lücken zwischen Mohenjo Daro-Kultur und buddhistischer Kultur schließen wollte (s.S. 147).

Nach dem Mittagessen widmete sich **Benny Peiser** griechischen Flutkulten. Er griff dafür bis auf die Arbeiten von Boulanger aus dem 18. Jh. zurück und sprach über die seltsamen Bräuche, mit denen in Athen beim Anthesterienfest der Opfer der deukalionischen Flut gedacht wurde. Zum Diskussionspunkt wurde die Frage, ob solche Kulte 7.000 Jahre lang tradiert worden sein können, wie es das Ehepaar Tollmann in seinem Sintflut-Buch zwangsläufig folgern mußte. Peiser gab seine Kritik dieses Buch, wobei er nicht nur Velikovsky, sondern auch die Forscher Clube und Napier vernachlässigt fand, die seit 1979 kosmische Einschläge in der Menschheitsgeschichte vorschlagen. Da Peiser nach seiner bahnbrechenden Olympia-Dissertation nach England übersiedelte, mußte ich fürs Heft mit einer Tollmann-Kritik einspringen, die härter ausfiel als die von Peiser.

Statt nach flüchtigen Flutjahrtausenden zu haschen, suchte **Hanjo Schmidt** das Konkrete. Er demonstrierte mit Bronzomodellen, Dias und modellhaften Rekonstruktionen, daß die Kunstgeschichte umlernen muß: "Gestückelte" Statuen sind raffinierter und lebensnäher als "Statuen aus einem Guß". Was er aus dieser Erkenntnis heraus über den berühmten Sargon-Kopf sagen kann, ist hier im Heft (s.S. 11) nachzulesen.

Nun öffnete **Hans-Ulrich Niemitz** vor seinen Zuhörern den Boden: Das seit Römerzeiten besiedelte Frankfurt kann - kriegsbedingt - eine reichgegliederte Stratigraphie vorweisen. Wie mühsam es für die Forschung war, diese Stratigraphie ins Prokrustes-Bett der vorgegebenen Mittelalterchronologie einzupassen, und wie mühsam es ist, sie nun endlich so zu sehen, wie sie sich realiter zeigt, läßt sich auf S. 111 nachvollziehen.

Nach dem Abendessen ging es um die schlichte Frage, wie spät es ist. Deutlicher gesagt: Welche Jahreszahl dürfen wir heute eigentlich schreiben? **Christoph Marx** plädierte für eine ganz rigorose Linie, indem er alle Datumsangaben vor der gregorianischen Kalenderreform für untauglich erklärte (s.S. 38). Er selbst hat schon vor Jahren einen Weltkalender entwickelt, bei dem der Abwurf der Atombombe über Hiroshima (6.8.1945) als Zeitenwende fungiert.

Auf die These von Marx gehe ich in meinem an sie anschließenden Beitrag ein, während ich auf der Tagung über die Schwierigkeit sprach, angesichts unserer verwirrenden Umdatierungen eine sinnvolle Skala für Zeitangaben zu finden. Blanke Umrechnungen führen zu doppel- und dreifachdeutigen Jahresangaben, weswegen ich - zusammen mit Niemitz - den Vorschlag ausgearbeitet hatte, das demnächstige Jahr 2.000 in 12.000 zu verwandeln. Wer von da rückrechnet, behält bis zum ersten Zeitbruch - mutmaßlich im 10. Jh. - die gewohnten Jahreszahlen, nur mit vorangestellter "1". Davor gäbe es erst neue 5- und dann 4stellige Jahreszahlungen, aber keine Überschneidungen mit altvertrauten Zahlen, weil die neue Zählung schon die ganze Menschheitsgeschichte beinhalten würde, bevor im 2. Jtsd. Überlappungen auftreten könnten. Leider hat die Sache einen Haken: Wird die Mittelalter-Lücke auch nur um 1 Jahr vergrößert oder verkleinert, verschieben sich alle früheren Datierungen, was zu noch größerem Wirrwarr führen würde.

Insofern bleiben zwei Möglichkeiten. Man behält alle Jahreszahlen unverändert bei, teilt aber in jeder Publikation mit, welche Zeitabschnitte nur noch fiktiv sind. Oder - zweite Möglichkeit - man teilt die Zeitachse in Segmente, die erhalten bleiben und jeweils genannt werden. So spricht M. Zeller hier im Heft von spätantiken, mittelalterlichen und omajjadischen Jahreszahlen, um klarzustellen, daß bisher aufeinanderfolgende Jahresangaben bei seiner Geschichtssicht ineinanderfallen. Ein Königsweg zu direkt einsichtigen Jahresangaben konnte in der Debatte nicht gewiesen werden.

Am nächsten Morgen brachte *Manfred Zeller* einen Werkstattbericht seiner chronologischen MA-Forschungen, in deren Verlauf er über die östlichen Steppenvölker zur Verbindung zwischen Byzanz, Arabien und Persien gelangte und bereits bis China ausgreift. Erste Teile davon liegen in diesem Heft bereits als Aufsätze vor.

Dagegen wird erst in 5-93 mein Vortrag über das griechische Feuer erscheinen. Sein Anliegen war, die geheimnisvollste Waffe des Mittelalters, den wahren Rückhalt von Byzanz, aufzuspalten in einen Real- und in einen Imaginärteil und letzteren zu eliminieren.

Wie immer ignoriert dieses Resümee all jene Gespräche, die in kleinerem und mittlerem Kreis geführt worden sind und gleichwohl zur Essenz eines solchen Treffens gehören. Weil aber wieder einmal die Frauen schmählich zu kurz gekommen sind, beginnt wenigstens der Textteil mit einem "weiblichen" Beitrag.

'Der Schreiber' auf der Narmer-Palette ist eine Frau

Doris Wolf

Einige Wissenschaftler vermuten, die Erfindung der Schrift sei die geniale Leistung eines einzigen klugen Kopfes gewesen. Daß dieser kluge Kopf zum Körper einer Frau gehören könnte, scheint indes ihr Vorstellungsvermögen zu übersteigen. Wie könnte man sich sonst die Blindheit der ÄgyptologInnen und all jener, die ihnen blindlings folgen, erklären, denen bis heute nicht aufgefallen ist, daß die älteste Darstellung eines 'Schreibers' unverkennbar eine weibliche Figur mit weiblichen Brüsten ist?

Fehlleistungen der Wissenschaft sind, was die Beiträge der Frauen zur Kultur betrifft, besonders zahlreich; dies ist lediglich eines der anschaulichsten Beispiele.

Es gibt allerdings auch Gelehrte, die 'den Schreiber' als Wesir ansprechen. Das würde möglicherweise alles noch schlimmer machen. Denn dann wäre der mächtigste Mann im Staate eine Frau gewesen. Dann fehlte bloß noch, daß auch noch der Pharao zur Frau erklärt wird.



Vergrößerung der Schreiberin aus der Narmerpalette, deren Kleidung W.B. Emery als beispielhaft männlich einstuft [*Archaic Egypt*, 1961, S.247]

Der ganz andere Megalithtransport

Dieter Würch, Wien

In der 'veralteten Vorzeit' spricht H. Illig die Menhir-These Pierre Georgelins an, die davon ausgeht, daß Megalithe nur auf gefrorenem Boden transportabel seien [1988, 131f]. Nun ist die Bretagne zumindest heute eine Gegend, die klimatisch ausgesprochen begünstigt ist und kaum einen Frosttag kennt, wie die wuchernde Flora beweist. Also Großtransporte jedes Jahr nur an zwei, drei Tagen?

Waffenschmied Georgelin ging von einem völlig unwirtlichen Klima im Megalithikum aus, doch läßt sich dieses eher düstere Bild aus den Klimakurven nicht bestätigen. Es müssen aber gar keine Pollenkundler und Eiskernforscher bemüht werden. Nachdem Megalithe auch in Gegenden stehen, die heute noch wärmer sind als die Bretagne, können all diese Großsteine nicht nur in frostklaren Nächten bewegt worden sein.

Warum überhaupt diese Forderung? Europa war damals noch nicht drainiert und altwasserbereinigt, sondern über weite Strecken hinweg feucht oder sumpfig. Nur zu gut kann man sich vorstellen, wie auf solchem Terrain ein 200 Tonnen schwerer Granitriese untergelegte Holzbohlen einfach in den weichen Boden drückt oder wie er langsam zwischen Schilf und Röhricht versinkt.

Thyssen Engineering, das vor ein paar Jahren einen ordentlichen Felsen transportieren wollte, blieb denn auch auf festem Boden. 50 Männer des Techn. Hilfswerks packten den 14-t-Findling auf eine Holzplattform, schoben frei bewegliche Rollen unter und zerrten ihn auf Schienen davon. Das Ergebnis - binnen acht Stunden ganze 200 m - ist kein berauschendes.

Vom Antransport der Blau- wie der großen Sandsteine von Stonehenge ist soviel klar, daß die bis 4 Tonnen schweren Blausteine aus Pembrokeshire, Wales, herangebracht worden sind. Das bedeutete: Statt 225 km Luftlinie, wie sie Merlin benutzt hätte, ein Transport über runde 350 km zu Wasser und 40 km zu Lande, wobei vier Flüsse benutzt wurden. Da gerade an flachen Ufern Feuchtstellen schlecht auszuschließen sind, müßte es eine Methode gegeben haben, die in Sumpfgebieten erfolgreicher einsetzbar war als einsinkende Knüppeldämme. Die viel größeren Sarsen-Stones (bis 50 t) wurden zwar über 30 km zu Lande herangeschleppt, doch dürfte auch dieser Weg durch viele feuchte Niederungen geführt haben.

Um mit einer Äußerlichkeit zu beginnen. Noch heute wird in vielen Gegenden Europas, die für ihre Menhire berühmt sind, ein besonders altertümliches Instrument gespielt: der Dudelsack alias Sackpfeife oder polnischer Bock. Wir wollen uns hier weniger auf seine Klangfarbe einlassen - "Dudelsack wird im Gehen gespielt, weil bewegte Ziele schwerer zu treffen sind" (George Mikes) - als auf seine Konstruktion. Als Luftreservoir dient ein lederner Windsack, der zunächst aufgeblasen wird, um dann beim steten Zusammenpressen die unverwechselbaren Quäktöne zu produzieren. Der "Blasebalg" ist also luftdicht.

Damit wollen wir ins Altertum überwechseln. Auch dort ist der luftdichte Balg bekannt. Es braucht nur drei Beispiele. Von den Assyryern kennen wir Bootsabbildungen, bei denen der Auftrieb unverkennbar durch aufgeblasene Tierbälge erzeugt wird. Die alten Ägypter benutzten den Blasebalg im Sinne des Wortes in der Schmiede. Und Odysseus bekommt von Afolos, dem Walter der Winde, ein Geschenk:

"Gab eines neun Jahr alten Rindes ledernen Schlauch mir;
Darin band er die Bahnen fest der heulenden Winde [...]
Und im bauchigen Schiff mit schimmernder silberner Kordel
Schnürt er ihn zu, auf daß ihm nicht das geringste entfahre"
[Odyssee 10,19-24].

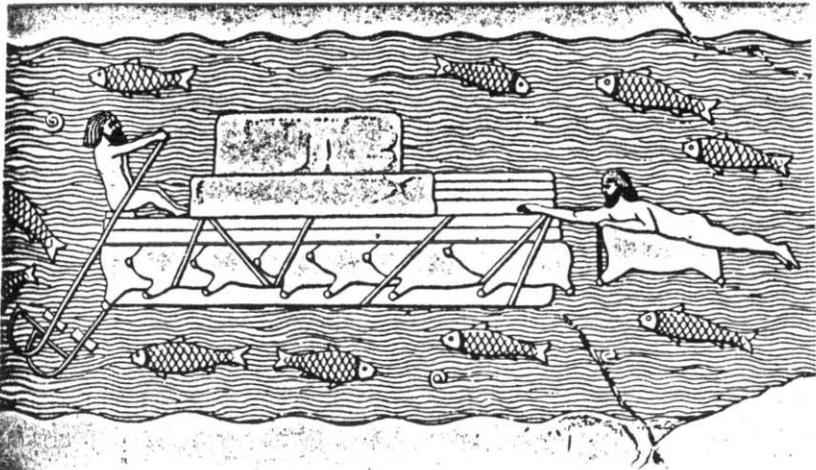
Da auch der alte Wein in neuen Schläuchen sprichwörtlich ist, war der Tierbalg wasser-, wein- und luftdicht.

Nun aber schlage ich den Balg als Transportmittel zu Lande vor! Wir blasen eine erste Ziegenhaut nur mäßig auf, schließlich geht es nicht um besonders laute und lange Töne, sondern um eine weiche Bettung. Wenn wir es nicht mit einer einzigen bewenden lassen, sondern mit einigen Dutzend arbeiten, erhalten wir den Stoff, aus dem Wälzlager gemacht werden. Ganz nüchtern und trocken betrachtet: Halb aufgeblasene Ziegenbälge bilden ein hervorragendes Unterlager, gerade auch in feuchtem und fast sumpfigen Gelände. Ein Großstein, der auf ein "Luftkissen" von Bälgen gelegt wird, kann sehr leicht, fast reibungslos nach vorne bewegt werden. Legt man hier die nächsten "Luftsäcke" genauso unter, wie man Rollen immer wieder unterlegt, kommt der Großstein fast wie ein antikes Luftkissenfahrzeug voran. Der entscheidende Vorteil dieser Transportart besteht darin, daß die Transportstrecke ruhig uneben oder auch feucht, der Stein auch rauh, uneben oder auch völlig unbearbeitet sein kann.

Versuche mit Plastik, dem adäquaten Material von heute, bestätigen das zweifelsfrei. Ein Stein von 1 Tonne Gewicht konnte von mir auf halb-aufgeblasenen Plastikwürsten mühelos geschoben werden.

Die wesentlichen Fragen aus antiker Sicht lauten: Welche Lasten trägt ein Balg? Und wie lange bleibt er unter dieser hohen Belastung dicht? Darüber habe ich längere Zeit mit einem Gerber diskutiert, der seine Tierhäute ohne Chemie bearbeitet: Sorgfältig gegerbtes Ziegen- oder Wildleder hat bei einer Stärke von 3 mm eine Mindestfestigkeit von 200 kp/cm² (2.000 N/cm²) bzw. von 2 kp/mm². Ein Balg von 60 cm Länge trägt demnach rechnerisch 1.800 kp.

Bretonische Menhire lassen genausowenig wie irische Dolmen oder englische Sarsen-Stones Spuren ihres einstigen Transportes erkennen. Weder haben untergelegte Baumstämme Blessuren hinterlassen, noch - dies nur als anachronistische Denkmöglichkeit - weisen Bohrungen auf durchgesteckte Achsen hin. Insofern sind die ständig ausgetauschten Bälge - wir sprechen also vom klassischen Wechselbalg - nicht zu unterschätzen. Ich werde mich als nächstes bemühen, mit einem entsprechend präparierten Ziegenbalg einschlägige Materialprüfungen vornehmen zu lassen.



Floß mit luftgefüllten Bälgen als Auftriebshilfe [Abb. 1 aus Casson, Lionel (1971): Ships and Seamanship in the Ancient World; Princeton]

Bronzeguß im allgemeinen und der sogenannte Sargonkopf im besonderen

Hanjo Schmidt

Zum Bronzeguß

Für das eigentliche Gießverfahren stehen im Skulpturenguß, auf den ich mich hier beschränken will, generell zwei unterschiedliche Methoden zur Verfügung. Zum einen der Guß in verlorener Form, bei dem das Wachsoiginal durch das Metallabbild vollständig ersetzt wird und damit verloren ist. Zum anderen die Verwendung mehrteiliger, wiederverwendbarer Formen, wodurch das Wachsmo­dell, also das Bildnisoriginal, erhalten bleibt. Die Verwendung eines Kerns ist bei beiden Verfahren möglich und richtet sich in erster Linie nach der Größe des Objekts. Er dient der Materialersparnis sowie guß- und materialtechnischen Erfordernissen.

Die erste Methode, der **Guß mit verlorener Form**, ist schnell geschildert. Das Wachsmo­dell wird je nach Komplexität mit mehr oder weniger vielen Guß- und Entlüftungsleitungen aus Wachs versehen und in einen feuerfesten Mantel gehüllt. Dieser Mantel besteht in der Regel aus zwei festverbundenen Schichten: einer inneren Feinschlämme, die alle Details des Bildnisses erfaßt und einem robusten äußeren Teil, dessen Dicke sich nach der erforderlichen Stabilität der Form richtet. Diese Form, die zumeist aus gemagertem Ton besteht (der Ton wird zum Zweck der größeren Festigkeit und zur Verminderung der Schwundgefahr mit keramischem Feinmaterial sowie zur höheren Gasdurchlässigkeit mit organischen Stoffen, wie Tierhaar oder gehäckselt­em Stroh vermischt), wird getrocknet und gebrannt. Dabei schmelzen das Wachsmo­dell und auch die Eingußleitungen sowie die Entlüftungsleitungen, die sogenannten Windpfeifen, aus. Diese Hohlräume nehmen beim Guß dann das flüssige Metall auf. Das ausgeflossene Wachs ist zugleich ein Raummaß für das zu erschmelzende Metall.

Beim **Guß mit mehrteiliger Form** kann das Bildnisoriginal auch aus anderem Material als Wachs bestehen. Von dem Original wird eine je nach seiner Komplexität entsprechend vierteilige Form abgenommen. Kriterium für die Anzahl der verschiedenen Formteile ist die Bedingung, daß sich

jedes einzelne Teil leicht und ohne irgendwo festzuhaken vom Original lösen lassen muß. Da die einzelnen Formsegmente nur nacheinander und durch Isolierung (z.B. mit Fett) von ihren Nachbarsegmenten aufgebracht werden können, erfordert dieses Verfahren ein hohes räumliches Vorstellungsvermögen und entsprechende Erfahrung. Die fertige Form wird nach ihrer Aushärtung in ihre Bestandteile zerlegt und das Bildnisoriginal herausgenommen. Die wieder zusammengesetzte und durch einen äußeren Überzug gesicherte Form bildet eine Hohlform, deren Innenwand, also die Negativform des Bildnisses, durch mehrmaliges Ausschwenken mit flüssigem Wachs mit einer ausreichend dicken Wachsschicht überzogen wird. Ist diese Schicht erkaltet, kann ein Kern aus wie vorher beschrieben präpariertem Ton in die verbleibende Hohlform eingebracht werden. Dieser Zustand entspricht dann im Prinzip der verlorenen Form. Dieser Prozeß kann beliebig oft wiederholt werden, so daß zum einen mehrere Wachsmodelle desselben Bildnisses hergestellt, zum anderen aber bei einem Fehlguß ohne Problem eine identische neue Form angefertigt werden kann. Die so gewonnene Wachsform oder die Anzahl der Kopien werden nun wie bei der verlorenen Form weiterbehandelt.

Der sogenannte Sargonkopf

Der etwas überlebensgroße Metallkopf aus Ninive ist sowohl in seiner technischen Präzision als auch in seiner künstlerischen Durchgestaltung in der ihm zugeordneten Epoche dermaßen einmalig, daß man eigentlich nicht umhinkommt, zuallererst an seiner Datierung ins -3. Jtsd. zu zweifeln. Zwar erinnert auch die ihn beschreibenden Kunsthistoriker und Kunsthistorikerinnen seine formale Perfektion und Eleganz an griechische Arbeiten aus dem -5. Jahrhundert, doch hat man den Eindruck, daß sie fertigungstechnischen Fragen bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben. Deshalb sind sie bislang nicht über die technologischen Voraussetzungen für diese Perfektion "gestolpert", deren Vorhandensein im -3. Jtsd. sie wenigstens andeutungsweise für möglich nachweisen müßten, um den Kopf guten Gewissens bei der Datierung um -2250 belassen zu können.

Aber dieser mangelnden Einsicht in technische Zusammenhänge und Voraussetzungen begegnen wir ja auch im Bereich der Steinbearbeitung, wo die Altertumswissenschaft es ebenfalls unbesehen für möglich hält, extrem harte Tiefengesteine wie Granit oder Diorit mit Bronze- oder gar Kupferwerkzeugen bzw. groben Dolerithämmern in der vorzufindenden Perfektion

und Filigranität zu bearbeiten. In unserem Fall trifft diese Ahnungslosigkeit sogar zusammen, denn die direkten Pendants zu unserem Kopf, das Fragment aus Tello (heute in Paris) wie das Fragment aus Ur (heute in London), sind beide aus Diorit oder einem vergleichbaren Material. (Da die aus den Fragmenten rekonstruierbaren Steinköpfe dem hier zur Debatte stehenden Bronzekopf sehr ähnlich, ja mit ihm nahezu identisch sind, ergibt sich hier ein Ansatz zur vergleichenden Datierung von Dioritbearbeitung. Gelingt es, eine schlüssige Datierung für den Bronzekopf zu finden, haben wir gleichzeitig einen deutlichen Hinweis auf den Zeitpunkt beherrschbarer Dioritbearbeitung. Sie war gerade am Ende der Akkadzeit, der der Kopf zugewiesen wird, und in der nachfolgenden Epoche Gudeas besonders verbreitet.)

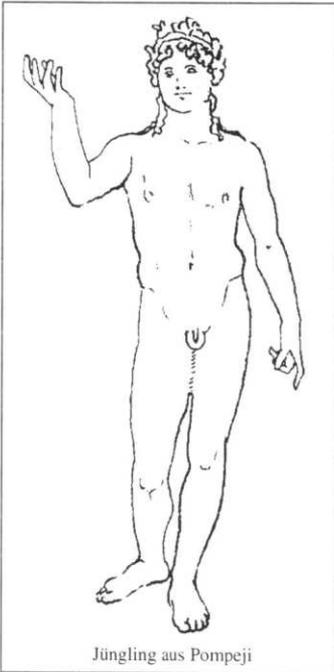
Nun ist es allerdings so, dies sei zur teilweisen Entlastung der Fachgelehrten gesagt, daß viele Kenntnisse über den antiken Bronzeuß erst in der letzten Zeit gewonnen wurden. Ich sage teilweisen Entlastung, weil auch schon die Kenntnis über heutigen Bronzeuß ausreichen würde, um datierungsmäßige Zweifel zu begründen. Zwar ist die Technologie des antiken Bronzeußes nicht so ohne weiteres mit der heutigen Technologie gleichzusetzen, das heißt aber nur, daß die Kunst und Perfektion, mit der der hier behandelte Kopf hergestellt wurde, umso bemerkenswerter ist.

Ausgelöst wurde die Beschäftigung mit antiker Technologie vor allem durch die z.B. durch Umweltschäden notwendig gewordene Restaurierung antiker Bildwerke, wie den Pferden von San Marco oder der Reiterstatue des Marc Aurel vom Kapitolsplatz, und durch die aufsehenerregenden Funde griechischer Großplastiken im Meer bei Riace und Porticello. Seitdem weiß man Genaueres über die virtuose Beherrschung und gezielte Anwendung gerade des Stückgusses, das heißt des Zusammensetzens einer Figur aus mehreren, separat gegossenen Teilen.

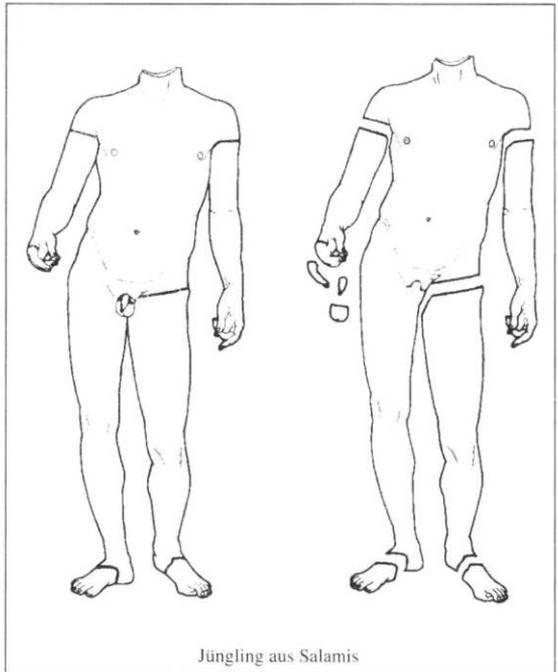
Die lange Zeit aus gräkophiler Verblendung postulierte Ansicht nämlich, griechische Großbronzen seien immer und unbedingt in verlorener Form und in einem Guß erfolgt, weil das angeblich genialer sei, konnte so ad absurdum geführt werden. Gleichzeitig erwies es sich, daß der Stückguß nicht nur aus ökonomischen oder arbeitstechnischen Gründen, sondern vor allem aus künstlerischen Erwägungen - größere Lebensnähe der Abbildung - praktiziert wurde. In der Beherrschung der für das nahtlose Zusammenfügen notwendigen, sehr komplizierten Übergußtechnik liegt die eigentliche technische Genialität, denn für Schweißtechniken, wie wir sie heute haben, fehlten die technologischen Voraussetzungen.



Sogenannter Sargonkopf
[Braun-Holzinger 1984]
Jüngling aus Pompeji [Franchi dell'Orto]
Jüngling von Salamis [Born]



Jüngling aus Pompeji



Jüngling aus Salamis

Vergleichen wir als Beispiel für die Erweiterung ästhetischer Möglichkeiten durch Stückguß zwei Bronzestatuen von jeweils 122 cm Höhe. Zum einen eine Statue aus Pompeji, zum anderen eine aus Salamis, die heute im Berliner Antikenmuseum aufbewahrt wird. Bei der pompejanischen Figur laufen die Oberschenkel in etwa halber Höhe zusammen. Das hat technische Gründe, denn an dieser Stelle ist die Wandung der Tonform nur wenige Millimeter stark und droht unter der extremen Belastung durch die über 1000 Grad heiße Bronze zusammenzubrechen. Deshalb wurden wie in diesem Fall die Beine tiefer zusammengeführt, als es der Natur entspricht.

Um diesen unschönen Effekt zu vermeiden, gossen die griechischen Meister von ihrer Salamis-Statue nur Rumpf und Standbein in einem Stück und zogen die Wandung des inneren Oberschenkels bis weit in die Gesäßfuge hoch. Das ebenfalls an der Innenseite des Oberschenkels bis in die Gesäßfuge hochgezogene Spielbein lehnten sie nun an die entsprechende Fläche des Standbeins an und verschweißten lediglich die Hüftnaht vom oberen Ansatz der Gesäßfuge herum bis zum Ansatz des Schambeins. So erzielten sie die für ihr Verständnis von Realitätsnähe ästhetisch befriedigende Anmutung des "wie im richtigen Leben". Genauso verfahren sie bei den Genitalien und den Armen. Zwar ist auch die Frisur der pompejanischen Figur aus Einzelteilen zusammengesetzt, für den Körper jedoch wurde, weil derlei Realitätsnähe offenbar nicht mehr so wichtig war, auf die Möglichkeiten des Stückgusses verzichtet.

Damit zurück zu dem sogenannten "Sargon-", "Naramsin-" oder wie auch immer -Kopf. Er wurde im Areal des Istar-Tempels in neuassyrischem Zusammenhang gefunden; Höhe 36,6 cm; Hohlguß aus Kupfer (andere Elemente nur in Spuren vorhanden); Reste des Lehmkerns und Kernhalter aus Kupfer noch erhalten; Ohren separat gegossen und mittels Überfangguß in den Kopf eingesetzt; Hals unten geschlossen; Reste des angegossenen Zapfens, mit dem der Kopf in einen Körper eingelassen war, erhalten; an der Rückseite des Bartes eine runde Aussparung für einen Querdübel [Braun-Holzinger 1984, 16].

Alle Autoren, die ihn beschreiben, deuten zumindest an, daß seiner Zuordnung in akkadische Zeit jeder bündige Beweis fehlt. Indiz für diese Zuordnung ist einzig und allein die Frisur. Diese Frisur, die immer wieder gerne, aber etwas zu Unrecht, mit der des sogenannten Goldhelms des

Meskalamdug verglichen wird, taucht so oder ähnlich vor allem auf Rollsiegeln bei der Darstellung von Göttern auf, und zwar bis in die Perserzeit. Es ist also durchaus naheliegend, in ihr neben der Hörnerkrone ein weiteres Göttlichkeitsattribut zu sehen. In diesem Zusammenhang ein kleiner Exkurs über die sogenannten Stilepochen, die ja zu einem Hauptindiz für die zeitliche Einordnung geworden sind.

Stilistische Integrität

Auffällig ist die stilistische Integrität der Völker des Altertums. Obgleich z.B. Ägypten viele Jahre unter assyrischer Herrschaft stand, ist davon in den Bildzeugnissen nichts zu spüren. Der "ägyptische Duktus" bleibt durchgängig erhalten. Die ägyptische Bilderwelt ist über den gesamten Zeitraum ihrer Geschichte nahezu homogen. Stilistische Zuweisungen zu einzelnen Epochen machen sich an zumal für Laien kaum wahrnehmbaren Details fest. (Lediglich in der Endphase der ptolemäischen Zeit, vornehmlich im letzten Jahrhundert vor der Zeitenwende, sind deutliche römische Einflüsse beziehungsweise Mischformen sichtbar.)

Auch in Ionien, also dem kleinasiatischen Teil Griechenlands, sind deutliche persische Spuren oder Mischformen nicht feststellbar, obgleich es doch lange Zeit unter starkem persischen Einfluß stand. Dieses läßt mich annehmen, daß auch innerhalb des assyrischen bzw. persischen Reiches die einzelnen Völkerschaften ihre bildsprachliche stilistische Eigenart bewahrten. So ist es durchaus möglich, daß die südlichen Völkerschaften ihren "sumerischen", die nördlichen ihren "assyrischen" und die östlichen ihren "persischen" Stil gleichzeitig und nebeneinander behielten. Man könnte dann aus stilistischer Zuordnung lediglich auf den Herkunftsbereich, nicht aber auf den Zeitpunkt der Entstehung einzelner Bildwerke schließen, hätte also keinerlei Kriterium für eine zeitliche Einordnung gewonnen. Weil die stilistischen Zuordnungen für die Datierung so überaus zweifelhaft sind, wenden wir uns wieder der Technologie zu.

Technische Feinheiten

Es ist bekannt, daß reines Kupfer sehr schlechte Gußeigenschaften besitzt. Es hat nicht nur einen um etwa 15 % höheren Schmelzpunkt als Bronze, es fließt auch nicht so "flüssig" und neigt beim Erstarren zum Ausgasen, was zu einer porösen und blasigen Oberfläche führt. Die Chancen für einen

Fehlguß sind also im Vergleich zu Bronze unverhältnismäßig hoch. *Als ersten Punkt*, den wir festhalten wollen, müssen wir sehen, daß die Verhinderung dieser Gefahr großer Vertrautheit mit Gießtechnik und Materialeigenschaften bedarf sowie ausgeklügelter Maßnahmen beim Guß selbst, über die wir für die Antike eigentlich nichts wissen.

Unser Kopf ist vom technologischen Standpunkt aus, anders als die unzähligen Kleinbronzen Mesopotamiens, z.B. vom Luristantyp, eher als Großbronze einzustufen. Sein künstlerischer Rang, die Ausdrucksstärke seiner Erscheinung sowie die komplizierte Detailarbeit machen die Herstellung des Originals zu einem langwierigen und nicht beliebig wiederholbaren Prozeß. Auch im Altertum war man keineswegs so leichtsinnig, dieses wertvolle Original dem Zufall und der Gefahr eines Verlustes durch einen Fehlguß auszusetzen. Das ist für mich, *als zweiter festhaltenswerter Punkt*, ein starkes Indiz für die Methode der wiederverwendbaren Form. Verifizieren ließe sich dies durch eine genaue Untersuchung des Kopfes zum Beispiel durch einen computertomographischen Schnitt. Beim Guß mit verlorener Form wird das Wachsortiginal ja über einem relativ groben Tonkern modelliert, was zu einer ungleichmäßigen Stärke der späteren Bronzewandung führt. Zeigte sich bei der obengenannten Untersuchung eine gleichmäßige Wandung, wäre das ein deutlicher Hinweis für die Verwendung einer zusammensetzbaren Form. Dafür spricht auch, und das wollen wir *als dritten Punkt* festhalten, das separate Einsetzen der Ohren mittels Überfangguß, denn die Anwendung des Stückgusses geht, zumindest in Griechenland, einher mit dem Benutzen von wiederverwendbaren Formen.

Wir finden also mindestens drei deutliche Indizien für eine hochentwickelte Bronzezüßtechnologie. Erstens sichere Beherrschung von reinem Kupferguß, zweitens sichere Beherrschung der Schweißtechnik mittels Überfangguß, und drittens sehr wahrscheinlich Anwendung wiederverwendbarer Formen. Das alles sind Technologien, die gemeinhin als Erfindungen Griechenlands im -6. Jahrhundert gelten.

Nun soll unser Kopf ja fast zweitausend Jahre älter sein. Weil Technologietransfer immer von der älteren zur jüngeren Kultur verläuft, müßten diese Erfindungen eigentlich aus Mesopotamien stammen. Jede technische Entwicklung hat aber zwingend eine ideengeschichtliche Basis. Eine Erfindung ohne diese Basis würde gar nicht als Erfindung bemerkt werden. Die klassische Periode Griechenlands mit ihrem apollinischen Ideal ist die einzi-

ge Epoche des Altertums, in der absolute Lebensnähe ein ideologisches Anliegen und künstlerisches Ziel darstellte. Aus dem Anliegen erwachsen technische Probleme und für diese Probleme fand man Lösungen. So verläuft technische Entwicklung. Fehlt aber in der "älteren" Kultur diese ideengeschichtliche Basis, so begründet dies erhebliche Zweifel daran, daß diese Kultur wirklich älter ist. Auf die Bedeutung dieser speziellen ideengeschichtlichen Grundlage gerade für Datierungsfragen werde ich in einem späteren Aufsatz noch näher eingehen.

Und doch muß man vorsichtig sein, der mesopotamischen Bronzeplastik so ohne weiteres griechische Dominanz zu unterstellen. Zwar hat man bisher lediglich zwei annähernd lebensgroße Metallköpfe gefunden, (der andere, völlig verschiedene, steht im Metropolitan Museum, New York) und der Bestand an Bronzefunden beschränkt sich ausschließlich auf einfach zu gießende Waffen, Werkzeuge und Kleinplastiken. Das heißt aber nicht, daß Großplastiken selten hergestellt wurden oder nicht verbreitet waren und daher kein besonders großer Erfahrungsschatz über den Umgang mit ihrer Herstellung entstehen konnte.

Der archäologisch große Nachteil besonders von größeren Metallgegenständen besteht in Ihrer Wiederverwertbarkeit. Sie können eingeschmolzen und zu gänzlich anderem verarbeitet werden, so daß die Chance, eine kontinuierliche Entwicklungsreihe zu finden, denkbar gering ist. Zumal in kriegerischen Zeitläufen liegt ein Umschmelzen von "unnützen" Kunstwerken zu "nützlichen" Waffen nahe. Die Vergleichsbildwerke zu unserem Kopf finden sich vielleicht schon in der benachbarten Truhe des Museums in Form von Bronzebeilen oder Sichelschwertern wieder. Oder, wie ein bekannter Archäologe es formulierte, die wohl größte Sammlung antiker Bronzestandbilder befindet sich im Arsenal von Istanbul.

Wie dem auch sei, die Altertumswissenschaft wird auf jeden Fall darauf bestehen, griechischer Bronzeuß sei eine Sache, akkadischer oder, wenn es denn sein muß, auch neuassyrischer eine andere. Doch so einfach ist es nicht. Seit Gunnar Heinsohns überzeugenden und reichlich vorgetragenen Nachweisen, daß wir in den sogenannten neuassyrischen Herrschern Alter egos der persischen Großkönige in ihrem assyrischen Kernland finden, hat die Frage nach griechischem Einfluß auf mesopotamische Kunst eine chronologisch sehr realistische Grundlage. Der von Heinsohn [1993] zitierte Ausspruch des neuassyrischen Herrschers Sennacherib (Sie erin-

nern sich an den neuassyrischen Kontext des Kopfes) legt ja Technologietransfer nahe, wenn er als König, zumal als Gottkönig offiziell verkündet:

"Ich, Sennacherib - Erster unter den Fürsten, vollkommen in jedem Handwerk - habe große Bronzesäulen sowie an den Knien offene Löwenkolosse, die vor mir kein König herstellen konnte, unter Anwendung der klugen Ratschläge des edlen Nin-igi-kug und meiner eigenen Weisheit geschaffen, nachdem ich mich tief in diese Aufgabe versenkt hatte" usw.

Hier spricht sicher keine Privatperson über seine Hobbys, sondern eher der Stellvertreter für das Wissen und Können seines Volkes, welches sich nicht nur selbst mit der Aufgabe beschäftigt, sondern auch Ratschläge von außen annimmt.

Griechisches in Persien

Gibt es denn Zeugnisse für Technologietransfer von Griechenland nach Assyrien/Persien? Josef Hofstetter nennt in seiner *Prosopographie der Griechen im Persischen Reich vor Alexander* insgesamt 348 Namen von Griechen, deren Verbindung zum persischen Reich bekannt geworden ist, Soldaten, Diplomaten, Fachleute, Asylsuchende, Gefangene und andere. Unter all diesen Leuten nennt die Auflistung auch einen Bildhauer, nämlich Telephanes. Plinius berichtet, daß er für Xerxes und Dareios arbeitete. Wenn Telephanes der einzige überlieferte Bildhauer in königlich persischen Diensten war, und Plinius noch nach ca. 300 Jahren über ihn berichtet, ist es dann abwegig zu vermuten, daß er als außergewöhnlicher Spezialist am Hofe auch in persischen Quellen genannt wird?

Und ist es weiterhin abwegig, jenen *Nin-igi-kug* mit eben jenem *Telephanes* gleichzusetzen, wenn *Darius* mit *Sennacherib* gleichgesetzt werden kann? Kann man ihn sich z.B. als Leiter einer großen Werkstatt im Umfeld des Hofes vorstellen, der die dortigen Künstler in die technische Handhabung des Gießverfahrens nach griechischem Standard einwies? Es mag verwegend klingen, aber wenn der "Sargonkopf" überhaupt einen bestimmten Herrscher darstellt und nicht sowieso eine Götterstatue ist, erlaubt er zwei Identifikationen. Einmal fänden wir als Dargestellten Sennacherib/Darius mit einer provinztypischen oder - viel wahrscheinlicher - mit einer Frisur, die seine Göttlichkeit betont, zum anderen vielleicht sogar den Autor unseres Kupferkopfes.

Literatur

- Barnett/Lorenzini (1975): Assyrische Skulpturen im British Museum; Recklinghausen
- Black/Green (1992): Gods, Demons and Symbols of Ancient Mesopotamia; London
- Bol, Peter C. (1985): Antike Bronzetechnik; München
- Born, Hermann (Hg. 1985): Archäologische Bronzen, Antike Kunst, Moderne Technik; Berlin
- Braun-Holzinger, E. A. (1977): Frühdynastische Beterstatuetten; Berlin
- (1984): Figürliche Bronzen aus Mesopotamien; München
- Burford, Alison (1985): Künstler und Handwerker in Griechenland und Rom; Mainz
- Charbonneau, J. u.a. (1971): Das klassische Griechenland; München
- Franchi dell'Orto, Luisa (Hg. 1993): Pompeji wiederentdeckt; Rom
- Hauser, Christian (1972): Die Kunstgießerei; Genf
- Hautumm, Wolfgang (1987): Die griechische Skulptur; Köln
- Heinsohn, Gunnar (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?; Gräfelting
- (1993): "Darius II. und Sennacherib/Sanherib"; in *VFG V* (1) 15
- Hofstetter, Josef (1978): "Die Griechen in Persien"; in *Archäologische Mitteilungen aus Iran*, Erg. Band 5; Berlin
- Hrouda, Barthel (1991): Der Alte Orient; Gütersloh
- Johansen, Fleming (1978): Statues of Gudea, ancient and modern; Kopenhagen
- Koch/Mackenzie (1983): Kunst, Kultur und Geschichte der Achämenidenzeit; in *Archäologische Mitteilungen aus Iran*, Erg. Band 10; Berlin
- Leoni, Massimo (1982): "Bemerkungen zu antiken Bronzestatuen"; in *Die Pferde von San Marco*, Katalog; Berlin
- Lüer, Hermann (1902/3): Technik der Bronzeplastik; Leipzig
- Madhloom, T.A. (1970): The Chronology of Neo-Assyrian Art; London
- Mallowan, M.E.L. (1966): Nimrud and its Remains; 2 Bände, London
- Moorey, P.R.S. (1974): Ancient Bronces from Luristan; London
- Moortgat, A. (1982): Die Kunst des Alten Mesopotamien, Sumer und Akkad; Köln
- (1990): Die Kunst des Alten Mesopotamien. Babylon und Assur; Köln
- Neuburger, Albert (1919): Die Technik des Altertums; Leipzig
- Oppenheim, A. Leo (1964): Ancient Mesopotamia; Chicago
- Orthmann, Winfried (1975): Propyläen Kunstgeschichte. Der Alte Orient; Berlin
- Paglia, Camille (1992): Die Masken der Sexualität; Berlin
- Pörtner/Niemeyer (1990): Archäologie; Erlangen
- Schnitzler, Ludwig (1959): Frühe Plastik im Zweistromland; Stuttgart
- Strommenger, Eva (1964): Ur; München
- (1970): Die Neuassyrische Rundskulptur; Berlin
- Wübbenhorst, Heinz (1984): 5000 Jahre Gießen von Metallen; Düsseldorf

Zimmer, Gerhard (1982): "Antike Bronze gießereien"; in *Die Pferde von San Marco*, Katalog; Berlin
- (1990): Griechische Bronzeworkstätten; Mainz

Hanjo Schmidt 70182 Stuttgart, Esslinger Str. 22



Die Wahrheit übers Mammut

Bislang ließ die Forschung das letzte Mammut im Jahre -7500 sterben. Kaum hatte nun das Ehepaar Tollmann alle Mammute in ihrem 'Privat-Kataklysmus' "vor 9545 Jahren" umkommen lassen ('*Und die Sintflut gab es doch*'), berichten russische Wissenschaftler darüber, daß auf der Wrangelinsel vor Ostsibirien Mammutzähne zu finden sind, die radiometrisch ins -6. bis -3. Jtsd. datiert werden mußten [*Nature* 1993 (352) 337ff; *FAZ* vom 16.6.93].

Somit hatte das Mammut - wenn auch in einer Zwergform - 5.000 Jahre länger gelebt, als ihm bislang "zustand". Aus diesem Grund "enttarnen" sich im letzten Heft die Pyramiden als Zufluchtsort vor zeitgenössischen Zwergmammuts. Aus unserer kritischen C¹⁴-Sicht heraus müßten die Tiere noch jünger gewesen sein.

Inzwischen haben britische Wissenschaftler bei Oxford auf ca. 20 qm die Überreste von 20 Mammuten gefunden und erwarten Hunderte von weiteren Exemplaren [*Die Presse*, Wien, vom 21.8.93]. David Keys: "Der Fund beweist erstmals, daß diese langhaarigen Mammute nicht nur in halbartischen Zonen gediehen, mit denen man sie als 'Kältesteppenmammute' üblicherweise in Verbindung bringt, sondern auch in einem warmen Klima. Denn an der Fundstätte wurden unter anderem Käfer, Süßwassermuscheln und bestimmte Grünpflanzen geborgen, die eindeutige Zeugnisse dafür sind, daß das damalige Klima [-200.000] zumindest einige Grade wärmer war als das heutige im südlichen England." hi

Die Neuerfindung der Geschichte Israels und ihrer Schichten

Peter Winzeler

I. Was heißt da "Geschichte Israels"?

Was wir irreführend "Geschichte" nennen - und was die hebräische Bibel die "Erzeugungen" (toledoth) von Himmel und Erde, des Erdlings und seiner "Zeugungen" nennt [Gen 2,4; 5,1; 10,1; 11,10], wurde in vielschichtigem Sinne *gemacht*: Einmal schlugen Kometen ein; dann waren Steine zu schleppen, Waffen zu schmieden und Schlachten zu schlagen; zum dritten waren schriftliche Denkmäler und Urkunden anzufertigen, die den Ereignissen den gewünschten Sinn verliehen oder ihn mit fingierten Tatsachen anreicherten. Es folgen Generationen, die dieses Gewebe des Textes interpretieren, als ob sie "heute" mit Mose "vor IHM, unserem Gott" stünden [Dt 29,14], mit Josua den Jordan überquerten oder mit Salomo den Tempel bauten. Vieles Wissen um diese Zeit geht verloren (welche Schweizer kannten noch die Könige, die von Caesar bis Maximilian über ihre Provinz regierten?).

Zuletzt treten die modernen "Historiker" und Archäologen auf den Plan, die die Schichten abtragen, über den "wirklichen" Hergang befinden oder seinen wahren Sinn zu entdecken glauben, indem sie neue (ideologische) Tatsachen produzieren - etwa so, wie Kolumbus "Westindien" entdeckte und die Spezies "Indianer" erfand. Und wenn erst die Kolonialherren bestimmen, was in der alten Welt "Geschichte" zu heißen verdiene, legen sie vollends ihre Maßstäbe an und berauben die Völker ihrer Lebenswelt in Raum und Zeit.

So wird auch die Geschichte Israels stets neu erfunden und älteren Fiktionen entgegengesetzt. Dabei wollten die hebräischen Quellen ja nicht jene "Historie" vergangener Zeiten berichten, die angeben will, "wann Mose gelebt hat": auch er wurde erst sekundär zu jener "historischen" Person oder "Institution", die die Gesetzestafeln empfing [Crüsemann 76ff]. Die ältesten Propheten nennen seinen Namen nicht [Amos 2,10; 3,1; 4,10; 9,7; Hos 2,15; 11,1], in vielen Psalmen fehlt er, wo er zu erwarten wäre [Ps 78; 135] und Jeremia - wie Ezechiel 20,25f - polemisierte gegen sein Priestertum:

"Denn ich habe euren Vätern, als ich sie aus dem Lande Aegypten herausführte, nichts von Brandopfern und Schlachtopfern gesagt, noch geboten" [Jer 7,22].

Einige waren *Götter*, die das Meer mit dem Stab "teilten" oder die Sonne anhielten, bevor sie zu irdischen Knechten des ICH BIN DA - mit noch glühendem Angesicht [Ex 34,29] - wurden. Velikovskys nützliche Kometentheorie - heute von A. u. E. Tollmann geplündert und verworfen -, wird in der Tat lächerlich, wenn sie bibelfundamentalistisch historisiert wird:

"In dem Moment, da Mose seinen Stab erhebt und die Hand ausstreckt, teilt sich das Rote Meer - entweder auf Grund der Gezeitenanziehung oder einer ungeklärten elektrischen oder magnetischen Wechselwirkung zwischen Komet und Rotem Meer" [Sagan 120]!

Die Abstammung (toledoth) vieler "Väter" blieb suspekt (Abraham war Aramäer, David Halbmoabiter, Salomo - wenn kein Stadtgott - entstammt dem jebusitischen Hethiter-Adel) - aber sie wurden in die Genealogie der Gesalbten aufgenommen [Mt 1]. Wir müssen mit "althebräischen" Königen der Provinzen Israel und Jehuda rechnen, die - wie Ahab und Isebel - einer fremden politischen Klasse angehörten, die den "Hebräern" nur widerstrebend "mosaische" Rechte auf Begrenzung der Schuldklaverei [Ex 21,1ff; Dt 15,12ff; Jr 34] zugestand. Die Listen wurden nach Bedarf kompiliert und ergänzt. Und stets hat die Heilsökonomie die Chronologie bestimmt: Wenn etwa die "70 Jahre" des "Exils" in Sabbatjahren oder Jahrwochen berechnet werden [2Chr 36,21; Lev 26,34f; Jr 25,11f; Dan 9,25f].

Der "Mann Mose" ist also ähnlich fiktiv wie Karl der Große; nicht Stifter, sondern Produkt der mosaischen Religion (da behält Wellhausen recht). Es geht nicht an, einen "historischen" Josua zu Beginn der Eisenzeit auftreten zu lassen - auch wenn das Judentum seine Kämpfe (oder die Sauls und Davids) mit eisenbewaffneten Gegnern wiederholte (meine *historische* Entgleisung VFG 5/91, 19 sei damit widerrufen). Es ist kein Wunder, daß diese Juden *persische "Dariken"* (Darius-Münzen) zum Tempelbau sammeln [1Chr 29,7], doch wäre es unangebracht, Salomo höchstpersönlich in der Persersatrapie Transeuphrat herrschen zu lassen: wiewohl seine tributäre Ökonomie der "zwölf Stämme" auffällig den Systemen gleicht, die Herodot [I 192, II 141] zufolge Cyrus in Mesopotamien und Sanherib in Ägypten einführten. Zum Geschichte-Machen gehört auch die *politische*

Satire: die ätzende Verächtlichmachung der Könige "Rabe und Wolf", die im Gewande der heiligen Überlieferung als "vorgestrig" denunziert und dem Gelächter preisgegeben werden [Ri 8,25; 9,7-15; 1Sam 8,10-20]. Und doch kann von einer "geschichtslosen" Existenz - oder von Geschichtsfälschung nicht gesprochen werden, wenn alte Geschichten (stories) mit Requisiten des Welttheaters (history) ausstaffiert werden, die den Schichten der Chronisten angehören.

II. Die Fehlkonstruktion der "israelitischen Früheisenzeit"

Nun ist es ein offenes Geheimnis der biblischen Archäologie, daß ihr für die *überlieferte* Geschichte Israels die benötigten Schichten in Palästinas "Früheisenzeit" (-1200 bis -720/586) fehlen, auf deren Existenz man sich 1921 geeinigt hatte [CB 192], woran auch "neue Erkenntnisse [...] bislang unerschlossener ikonographischer Quellen" und Kleinfunde [Keel/Uehlinger] nichts ändern. Die archäologische Revolution hat Fortschritte gemacht, doch Israels "Geschichte" wird nur noch literarisch reproduziert - und es fragt sich, wo ihre Schichten sind. Auf der VFG-Jahrestagung 1992 hat G. Heinsohn des Rätsels Lösung präsentiert, indem er die späten Sargoniden mit den letzten Herrschern des assyrischen "Herzlandes" des Perserreiches identifizierte.

"Die vorhellenistischen bzw. perserzeitlichen Schichten fehlen also in Mesopotamien keineswegs. Sie sind weitgehend deckungsgleich [! PW] mit dem, was in der Terminologie der Archäologie im Lande Israel als Eisenzeit bezeichnet wird" [Heinsohn 1992b, 5].

Die bisher nach dem Fall Samarias (-720) datierten Sargoniden, die den Sonderfall der "*israelitischen Eisenzeit*" (= EZ) beglaubigen sollten (die das dunkle Zeitalter Ägyptens und Kanaans füllte), könnten jetzt als Füllmaterial für die dunkle Perserzeit (-540 bis -330) dienen: mitsamt den Königen Israels und Judas, die der EZ IIA (David, Salomo), IIB (Omriden) und IIC (Hiskia, Josia) zugeordnet wurden. Damit verspricht Heinsohn, den denunzierten biblischen Geschichten immerhin zum Baumaterial nachweislicher "Schichten" zu verhelfen.

Vorab gesagt: Man fühlte sich leicht an Hegel erinnert, der die *Perser* als das "erste geschichtliche Volk" bezeichnete und Ägypten und Juda nur

als Unter-"Bestandteile" des Perserreiches behandelte [Hegel 215.232]. Auch E. Meyer ist dieser Spur gefolgt, als er die Entstehung des *Thora-Judentums* ins Perserreich verlegte und ironischerweise nur den Vorfahren (und Königen) der Juden nicht erlaubte, was er anderen Vasallen sehr wohl zugestand: sich auch in bronzezeitlichen Altertümern des 3.-2. Jtsds. wohnlich einzurichten. Das vormals erste "Volk der Geschichte", das mithalf, jene Hochkulturen zu datieren, wurde zu deren jüngstem Produkt. Dem gelobten Lande aber verhalf diese Dialektik zu unermeßlichen Reichtümern einer Israel enteigneten *Bronzekultur "Kanaans"*, die von arischen "Hyksos" begründet, von Josua zerstört, von Salomo kopiert und von jüdischen Chronisten nostrifiziert worden wäre.

Nur an **Samaria** scheiterte diese Operation, weil seine Amarna-zeitliche Elfenbeinkultur (EZ IIB) dem "Hause Omri" nicht abgesprochen werden konnte, wie assyrisch-sargonidische Quellen bewiesen. Doch die "Langzeitstratigrafien" von **Gezer**, **Megiddo** und **Hazor** wiesen nun weit mehr fundreiche Bronzezeit-Straten als Bauten der "israelitischen Eisenzeit" auf. In **Beth-Schean** war diese kaum existent; nur philistäische SB-Tempel von Dagon und Astarte hätten "bis in persische Zeit fortbestanden" [CB 308]. Salomo existierte ohne Tempel und Bergwerke, und die Historiker rätselten, warum nur die "unhistorischen" Juden ihre Geschichte aufschrieben, während wir über die Perser

"nur ein ganz unzulängliches Quellenmaterial, ein paar altpersische Inschriften und einige wenige Angaben der griechischen Überlieferung besitzen" [FW 5,9].

III. Die Feldschlacht um Ahabs Elfenbein-Palast (EZ IIB)

In der Stratigrafie Samarias aber hinterließ diese Dialektik ein förmliches Chaos, zumal der Keramik-Befund der Chronologie nicht entsprach. Im Füllmaterial der "typischen" *Kasemattenmauern* von Ahabs **Samaria II** (= Stratum II) fand man spätmykenische Keramik von Früheisen EZ I-IIA, die der "Philisterkeramik" verwandt erscheint. Omris Stadt schien auf Resten eines *Frühbronze*-Dorfes erbaut (MB-SB, also Mittel- und Spätbronzezeit waren nicht existent). Unter Archäologen entbrannte eine erbitterte Feldschlacht einer hohen und niedrigen Chronologie [James 183-188]. Daß die "Palastware" des sargonidischen **Samaria VII** in Nimrud direkt unter dem

Hellenismus liegt, mußte um so mehr irritieren, als in der Brandschicht **Samaria VI** phönizische Elfenbein-Sphingen auftauchten, die in **Amarna-Megiddo VIII-VIIB** "300 Jahre älter" erschienen als Ahabs Palast [Magall 18f].

Auch die "originelle" Baukunst der Omriden blieb nicht unbestritten. In Omris erster Hauptstadt **Thirza** (Tell el-fara) entstammten die akkadischen *Glacis-Mauern* dem -3. Jtsd. (FB); Ahabs neue *Kasematten* schienen in **Hazor** ein Vorbild der Mitanni des -2. Jtsds. (MB) zu haben. In Ahabs Garnison **Megiddo IVA** (durch eine Scheschonk=Sisak-Stele datiert) verwandte er - wie in Hazor und Gezer - bereits die von den Sargoniden und Persern wiederangewandten Einbuchtungen, die in **Samaria IX** als "hellenistisch" erscheinen [EAEHL 1033, untere Abb. Nr.3]. Wenn Scheschonks Feldzug (-925) zur Befestigung Samarias führte: warum hat Ahab nicht auch da die bessere Technik verwandt? Ahabs zypriotische Importware von **Megiddo IVA** fand sich erst in **Samaria IV** [CB 201], das Jerobeam II. [Kenyon] oder den letzten Königen Israels [Wright], wenn nicht Sargon [James] zugesprochen wird. In der Not postulierte Bimson ein noch *unaufgefundenes* Elfenbein-SB-Samarien der Omriden, das von Sargon überbaut worden wäre...

Nur das *deuteronomistische Gründungsdatum* [1Kg 16,24] schien wie ein Fels in der Brandung zu überdauern, befestigt durch Assyriens "relative Chronologie" [Schema 8.1 bei James 166f], konnten doch *Salamanassar III.* und *Adad Nirari* eingehängt werden, die Ahab, Jehu und Joas erwähnten. Der Feldzug von *Tiglatpileser III.* [= Phul 2Kg 15,19ff], der **Hazor**, **Megiddo** und **Gezer** angeblich dem Erdboden gleichmachte, hätte Samaria nicht berührt. Doch sollte - laut der Babylonischen Chronik [JS 165f] - ein *Salamanassar* die Stadt belagert und zerstört haben [2Kg 17,3], gefolgt von Sargon [Js 20,1], der sich derselben Großtat rühmte und Samaria "größer als zuvor" wiederaufbaute. In **Samaria VII** war diese Bauleistung nicht zu verifizieren, wiewohl sie [nach Wright/Kenyon] bis -550 überdauern sollte. James verkürzte nun die gesamt-israelitische Periode I-III, um mit Stratum IV Sargon, mit V-VI die Sargoniden und mit VII (und der "assyrischen" Palastware) den Chaldäer Nebukadnezar auszustaffieren [James 187]. Die "exzellente Stratigraphie" Samarias [Heinsohn 1991, 40f] konnte durch ihre Verteidiger kaum besser destruiert werden. Es bleibt fraglich, ob sie in solcher Gestalt als Inlay für die Löcher der Perserzeit taugt.

IV. Heinsohns mesopotamische Schichten der "Geschichte Israels"

Auch abgesehen von Heinsohns "Sargonidenirrtum" (vgl. V.), gab es Gründe, der Lehrbuch-Stratigrafie im Lande Israel gründlicher zu mißtrauen, als es sein Schema des vorhellenistischen Palästina erlaubte:

1. vorhell. Schicht (Meder und Perser) = Königszeit (Eisen-Samaria III-VIII)
2. vorhell. Schicht (Amarnazeit) = Exodus/Landnahme (SB-Samaria I-II)
3. vorhell. Schicht (Akkader-Hyksoszeit) = Patriarchen (MB I; MB II = FB III)
4. vorhell. Schicht = vorisraelitisches Kanaan.

Es sollen einige Widerhaken eingesetzt werden, die die biblischen Geschichten besser zur Geltung bringen, ohne die *Schichtenfolge* zu verletzen.

1. vorhellenistische Schicht des israelitischen Palästinas:

1.1 Tempelloses Königtum Israels in EZ IIA+C

"In unserem Zusammenhang besonders hervorzuheben ist das Fehlen von städtischen Tempelanlagen aus der EZ IIA" [Keel/Uehlinger 150].

"Keiner der in den [biblischen] Texten genannten Tempel ist bislang archäologisch nachgewiesen. Überhaupt ist der Ausgrabungsbefund in Bezug auf Kultbauten aus der Eisen IIC-Zeit ausgesprochen dürftig" [Weippert 622],

trotz der "monumentalen Stadtarchitektur" von EZ IIB, die fast wie ein erratischer Fremdkörper wirkt [Weippert 510]. Schon M. Noths dürre Feststellung mußte alarmieren:

"Es ist bisher keine einzige sicher als Tempel anzusprechende Anlage in irgendeiner eisenzeitlichen Schicht in Palästina an das Licht gekommen",

zumal nicht in Jerusalem, Silo, Sichem, Bethel usw. [Noth 162]. Der perserzeitliche Sonnenschrein in **Lachis I** wirkt wie eine späte Schwalbe ohne Sommer: die eingebuchteten, von Sanherib bezwungenen Mauern **Lachis III** umgaben einen theoretisch längst zerfallenen SB-Tempel [vgl. Winzeler 13]. *Höhenheiligtümer* gab es nur in Samarias EZ IIB, "obwohl doch das AT wiederholt über die 'götzendiennerischen' Kultstätten klagt" [CB 646]. Salomo mußten Tempel in **Hazor** (SB), **Ebla** (MB) und **Ai** (FB) abgespro-

chen werden [Magall 93; CB 180.204ff]. So bilden hellenistische Akropoleis, "protoäolische Kapitelle" und die "salomonischen Stadttore" in **Megiddo, Hazor** und **Gezer** (die Macalister einfältig den Makkabäern zuwies) den Trost biblischer Archäologen vom Schlage Yadins.

Dieser Befund wäre absolut zu erwarten, wenn EZ IIA+C einem "deuteronomistischen" *Thora-Judentum* (Josia, Esra, Nehemia) zugehörte, das neben seinem Tempel keine Opferkultstätten unterhielt. Hingegen würde ein "Salomo" in der Persersatrapie Transeuphrat nicht vom Makel des "ärmlichen Despoten" befreit. Die - auch für EZ IIB gültige - Schlußfolgerung muß lauten: *Das althebräische Königtum des alten Tempels (und seiner Priester- und Propheten-Schriften) ist in den Schichten der Eisenzeit absolut deplaziert.*

1.2 Israel und die Philister der frühen "Früheisenzeit" (EZ I)

Meyers Versuch, Josuas Landnahme in der Amarnazeit anzusiedeln, mußte wegen der störenden ägyptischen Hegemonie und der kulturellen Kontinuität im MB/SB-Kanaan aufgegeben werden. Die "früheisenzeitliche" Landnahme aber traf auf schwerbewaffnete *Philister* "als Söldner in ägyptischen Garnisonen Palästinas" [CB 193ff], deren bewunderte Keramik die dürftige "israelitische" nicht nur datierte, sondern weitgehend ersetzte. Die Philister schienen das Eisenmonopol in der Agrarrevolution zu besitzen, die mit Pflugscharen in Israel Einzug halten sollte [1Sam 13,19f; vgl. Js 2,4]. Doch in der Philisterstadt **Beth-Shean** [1Sam 31,12], wo schon der Torbau (Stratum V) an Ahabs **Samaria II** erinnert [CB 303], konnte die "Philisterkeramik" nicht aufgefunden werden [CB 194], so daß deren Definition als unhaltbar erscheint [Weippert 373ff]. Anthropeide Tonsarkophage und halbmondförmige Speerschuhe der "Philister" [CB 303] treten nie im sicheren Verbund mit der "Philisterkeramik" auf (auch nicht in Scharuhen - südlicher Tell el fare [CB 174ff]) und deuten weit eher auf Skythen in "Skythopolis" hin.

Damit zerbricht das letzte Kettenglied, das Israels Landnahme an die nach Ramses III. datierten "pereset"-Philister band [wie Velikovsky 1978/1981 voraussah]. Fehlende Umweltzeugnisse Ägyptens und Ugarits komplettieren das Bild, das die Archäologen an der Existenz Israels bis Salomo zweifeln ließ. *Der Sonderfall einer "israelitischen Früheisenzeit" hat somit nie existiert; entweder fand Josuas Landnahme in der Skythen- und Mederzeit (gegen schon bestehende althebräische Königtümer) statt, oder die*

palästinische Gleichung "frühe Eisenzeit" = Israelitisch ist grundfalsch und wendet sich gegen das, was mit ihr bewiesen werden soll.

2. vorhellenistische Schicht Palästinas:

2.1 Ahabs Samaria und die Amarnabronze (SB II+EZ IIB)

Die Einführung des gehärteten "nordischen" Eisens fällt in die Mitanni/Mederzeit, von der auch die Amarnabriefe zeugen [Jr 50/51]. Das Amarna-Datum von Ahabs Samaria verdankt sich Velikovskys Entdeckung, daß sich die - in reinstem Hebräisch geschriebenen - Amarnabriefe auf die *althebräischen Stadtkönigtümer* von Jerusalem, Sichem und Samaria beziehen [Velikovsky 1982]. Samarias exquisite Keramik [CB 1379ff mit Abb. 819.820] könnte der Spätbronze angehören, so daß seine EZ IIB nur dank dem biblischen Datum einer konfusen Amarna-Datierung im 14.-12. Jh. entging, wie es **Gezer** (2. vorhell. Schicht) bzw. **Beth-Shean IX-VII** und **Megiddo VIII-VIIB** und auch der seit Salomo verwaisten **Unterstadt Hazors** widerfuhr. In Ahabs Palast wurde ein Skarabäus mit Hieroglyphen der Skythenbekämpfer Thutmose III. und Sethos I. nebst der hebräischen Aufschrift "Samaria" gefunden [CB 1278 Abb. 736], der die Identifikation *Thutmose = Sisak* (Sesostris ? = Sethos/Psammetich?) erlaubt und dem Scheschonk-Datum den Boden entzieht. Nicht Scheschonks **Megiddo IVA**, sondern Biridias glanzvolles **Megiddo VIII-VIIB** (SB II) wird zu Ahabs ägyptischer Garnison. Mitannische Namen - der "aramäischen" Urverwandten im Reiche Davids? - sind zu erwarten.

2.2 Mose, Thutmose und Jerobeam (SB I)

Thutmose wird damit zum Schutzherrn Jerobeams I., der als Totschläger, Flüchtling und "Befreier" dieselbe Biografie wie "Mose" aufweist, was einen Fixpunkt für die Abfassung mosaischer Traditionen des Nordreiches ergibt [Friedman 81f; Crüsemann 111]. Nun finden sich auch die *Tempel Jerobeams* in **Sichem** und **Bethel** (SB I). "Goldene Kälber" werden in Ugarit als Gewichtsmaße verwandt [in Bronze s. CB 568, Abb. 291]. Von Münzgeld ist noch keine Rede.

"Die da Gold aus dem Beutel schütten und Silber darwägen mit der Waage, sie bestellen einen Goldschmied, daß er daraus einen Gott mache, fallen nieder und beten an" [Js 46,6].

Das mosaische Bundeszelt - mitsamt der unauffindbaren Lade und den Cheruben - muß im ersten Tempel untergebracht werden, der seit der MB bestand [Friedman 217ff; zur Frühdatierung der aaronitischen Priesterschrift auf Grund des Sprachbefundes s. Krapf]. Heinsohns Verortung der "Amalekiter" als arische Skythen des SB-**Beth-Shean** bleibt unsicher, ist Amalek doch mit dem Königtum Agags (Apophis) in Auaris und *Sharuhen* verbunden [Num 24,7.20; 1Sam 15/30], das Heinsohn auch mit Akkad-Sargon=Sharek in Zusammenhang bringt.

3. vorhellenistische Schicht Palästinas

3.1 "Salomo" in Jerusalem-"Kadesch" (MB IIBC + FB III)

Einem salomonischen Jerusalem MB IIBC steht nichts mehr entgegen. Die in Karnak festgehaltene Beute des Thutmose aus **Megiddo X-IX** und "Kadesch" - Rosse und Streitwagen nebst Gefäßen aus Bronze, Silber und Gold - bekräftigt den Zweifel an der eisenzeitlichen Zuordnung "salomonischer" Reichtümer Palästinas und legt deren Lokalisierung in der "Hyksoszeit" (**Megiddo XV-XII**) nahe, wo Israels "Hirtenkönige" in Jerusalem (Manetho) mit akkadischen Fremdherrschern konkurrieren [vgl. Winzeler 4]. David begründete die Zions-Dynastie mitsamt dem Tempel "Salomos" [1Chr. 28/29] - war er ursprünglich sein Anbeter oder Vasall [zum Astralkult s. Keel/Uehlinger; zur Verteidigung des historischen Salomo s. Soggin]? Konzediert Heinsohn aber, daß Teile der "Hyksos" mit den Hebräern (Josef, Jakobstämme) identisch waren, so konnten doch Archäologen von halbnomadischen MBII-Patriarchen in Palästina "kaum Spuren sichten" [CB 186].

"Die politische und kulturelle Situation im Lande bestimmten die Städte, die nun zahlreicher als je zuvor und je darnach im vorhellenistischen Palästina gegründet wurden" [Weippert 217].

Augenscheinlich war "Früheisen" vorhanden, wiewohl Kupfer und Zinn die Bronzekultur bestimmten. Gewaltige Befestigungen wurden im Frondienst der Hebräer erstellt [2Kg 9,15ff; 11,28], herrschaftliche Patrizierhäuser gebaut [2Sam 11,2].

3.2 "Hyksoskeramik" und "Philisterkeramik"

Die divergierenden Datierungssysteme haben hinsichtlich der Hyksoskeramik eine unbeschreibliche Verwirrung verursacht. Dieselbe mesopotamische Keramik liegt ja - nach Heinsohn - in *MB II-Straten des -2. Jtsds.* unter der Amarnabronze der Mitanni-Zeit (**Megiddo XIII, Hazors Oberstadt**) wie in akkadisch vordatierten *FB III-Straten des -3. Jtsds. direkt unter medischen Eisenstraten des -1. Jtsds.* (so in **Arad** und **Ai**, wie in **Samaria**). Wenn aber mit der Konkordanz von katalogisch disparaten Straten zumindest gerechnet werden muß, wird der Hiatus zwischen Salomo und Ahabs Früheisenzeit (EZ IIB) als nicht-existent aufgelöst - was auch die Fortsetzung der Landnahme bis in die Assyrerzeit [1Chr 4,39-5] erklärt. Es löst sich auch das Dilemma, daß in **Beth-Shean** die nun benötigte uneinnehmbare "Philisterstadt" MB I-II [Jos 17,16; Ri 1,27; 1Sam 31,12] zu fehlen scheint, weil - außer MB-Keramik - nur eine (akkadisch datierte) FB-Stadtanlage erhalten scheint [CB 306f]. Deren "Hyksos"-Keramik könnte die gesuchte "Philisterkeramik" sein.

3.3 Yadins "salomonische" Tore in Megiddo u. Hazor (MBII+EZIIA?)

Eine Probe aufs Exempel ist das "Chaos im Bereich der stratigraphischen Archäologie von Megiddo" [Velikovskiy 1978, 111], wo das *palastlose "Frühbronze"-Areal BB* (Tempelburg) ja getrennt vom *tempellosen "Mittelbronze"-Areal AA* (Paläste) erforscht wurde, wobei man alle "kanaanitischen" Straten VIIIB-XX addierte, während die "israelitischen" Umfassungsmauern nur in den Eisen-Straten I-IV (punktuell bis VI) freigelegt wurden.

In der Hyksoszeit ergab sich eine seltsame "Mischung" von FB-MB-Keramik, wobei Aharony - die Konfusion der Ausgräber, nicht des Chronologiesystems beklagend - auch Tempelfunde von Stratum VII (SB-Areal BB) zu Stratum XIII (MB-Areal AA) rechnet [EAEHL 839.842]! Nach der totalen Zerstörung von VIIIB (mit einer an Hiskia erinnernden Wasserversorgung) schien Früheisen VIIA "von denselben oder wenigstens sehr ähnlichen" Einwohnern bewohnt [ebd 847]. Die Abgrenzung des "salomonischen" **Megiddo VA-IVB** (mit einem von Salomo zerstörten Davids-Palast? [ebd 852]) war sehr schwierig: wurde doch Ahabs **Megiddo IVA** - mitsamt dem Tor (Areal AA) - erst als salomonisch betrachtet.

Es fragt sich, wie hier eine Abstufung von EZ IIA (Salomo), EZ IIB (Ahab) und EZ IIC (Hiskia) beweisbar sein sollte. Bleibt eine klare Abgrenzung aber unsicher, ist *theoretisch auch ein "Salomo" denkbar, der im MB II-Megiddo einen FB-Tempel, umgeben von "früheisenzeitlichen" Stadtmauern, besaß*. Wer nun glaubte, daß Yadins Nachprüfungen in **Hazor** diese Möglichkeit beseitigt habe, wird beim "salomonischen Stadttor" eines Besseren belehrt. In der mitannisch datierten **Unterstadt** waren nur Tore der Mittel- und Spätbronze nachzuweisen, während unter Salomos Tor der **Oberstadt** die erwarteten MB-SB-Horizonte fehlten oder von den Baumeistern so gründlich "beseitigt" worden waren, daß sich "in der Schuttung unter dem Tor" nur "riesige Mengen von Artefakten" fanden, die (angeblich) "zu früheren Perioden gehörten", natürlich "Skulpturfragmente ägyptischen Ursprungs", vielleicht der "El-Amarna-Periode" [Yadin 197]. Wiewohl Yadin gründlicher als seine Vorgänger arbeitete, wird eine sichere Abfolge von FB - MB - SB - EZ I - IIA - IIB usw kaum nachzuweisen sein.

4. Josua und das Abraham-Datum (4./3. vorhellenistische Schicht)

Spuren einer Josua-Gruppe fand R. Cohen einzig in der MB I. Treffen die bisherigen Mutmaßungen zu, erweist sich der *katastrophische Zeitgraben* im Übergang von der akkadischen FB III zu der nun "israelitisch" bestimmten Landnahme MB I - mit der vermeintlichen *annihilatio* aller Kulturleistungen [CB 181] - als bloßes Phantom. Wo die sogenannte "Frühbronze" direkt an "Früheisen" anschließt, sind auch medische und perserzeitliche Invasoren (Martu-Amoriter) denkbar, wogegen **Jerichos** "mächtige Befestigungsanlage" seit dem Neolithikum (radiokarbon-fehldatiert ab -6000) bestanden hat und schon in der nebulösen "proto-urbanen Kupfersteinzeit" neuen Ansiedlern in die Hände fiel [CB 174ff]. Eine *nicht-kulturprägende* Migration von Proto-Israeliten (Abraham-, Isaak- oder Jakob-Gruppen) könnte vor der MB-I-Landnahme begonnen haben, da das Archiv des von Akkad-Sargon (und Naram Sin) eingenommenen **FB/MB II-Ebla** Namen und Stoffe der jahwistischen Väter-Sage - von Abrahams Heber-Stadt Hebron bis zu Saul und David - enthält. So könnte Heinsohns Schema nur Folge geleistet werden, wenn Ebla (als Syrer-Metropole von *Aram-Zoba* im Reich Davids) von den Sargoniden der Perserzeit zerstört worden wäre. Doch von dieser Konsequenz seines "Sargonidenirrtums" [1988, 120] ist Heinsohn mittlerweile gerade abgerückt.

V. Manethos "Hyksos" und Heinsohns "Sargonidenirrtum"

Heinsohns faszinierende Ineinssetzung von Akkad-Sargon (nebst des sumerischen Gegners Lugalzagesi) mit dem Ägypteneroberer Sargon II. (nebst dem Chaldäer Merodach-Baladan [Js 20,1; 39,1]), die zur *These Sargoniden=Hyksos* führte, mußte unannehmbare Konsequenzen haben: Sargon würde zugleich unter und über der Amarnabronze liegen und hätte **Samaria** vor seiner Gründung zerstört. Heinsohn zeigt in der Folge, daß Manethos "Hyksos" ein *Mixtum compositum* sein könnten: Altakkader, Amalekiter, Hebräer, Skythen, Meder, Perser usw. kamen plötzlich als Fremdherrscher Ägyptens in Betracht, die identisch, aber auch stratigrafisch nicht-identisch sein können. *Für die Lehrbuch-Chronologie ergibt sich der paradoxe Sachverhalt, daß disparate Straten von derselben Bevölkerung bewohnt werden, aber vermeintlich synchrone Geschichten auch diachronen Schichten angehören können.*

Heinsohn hielt so die dreifache Identität Akkad-Sargon = Sargon I. = Sharek fest (3. vorhell. Schicht), doch sei die Anbindung des "Sargoniden Sargon" (1. vorhell. Schicht) an das Ende Samarias (2. vorhell. Schicht) falsch. Die Zerstörung des Nordreiches durch Phul und Salamanassar [2.Kg. 16/17] sei - entgegen der Babylonischen Chronik - mit einem Sargon unmöglich in Zusammenhang zu bringen. Selbst Herodot habe die Sargoniden - mit Ausnahme Sanheribs [Heinsohn 1993, 19f] - nicht gekannt. Das bleibt verwunderlich. Hätte Herodot auch von Akkad-Sargon nichts erfahren, der mit "Dilmun" (Indien) handelte und "Magan und Melucha" schlug [vgl. Js 20,2], bevor die Sargoniden dasselbe taten [Heinsohn 1988, 59f]? War "Akkad-Sargon" auch ein alter ego von Sargoniden, denen fälschlich vormedische Schichten zugewiesen wurden? Oder war er Herodot unter anderem Namen bekannt?

VI. Jüdische Legenden zu den Sargoniden der Meder- und Perserzeit

Auch Illigs Versuch, Judas "Könige der Perserzeit" zu evaluieren, führte zu keiner Klarheit, außer zu der These, daß "nicht ein und derselbe König unter verschiedenen Namen" erwähnt sei und - auch bei Josefus - Assurnipal = Artaxerxes III. unerwähnt bleibe [Illig 54], was so jedoch nicht zutrifft:

Assyrer in Israel

(Reich Davids und Salomos)
"König von Aram" [1K 22]?
Tiglatpileser = Phul [2Kg 15,19; 16,7]
Salamanassar [2Kg 17,3]
= "König v. Assyrien" [2Kg 17,6f]?
Sargon II. [Js 20,1]
Sanherib [2Kg 19,13ff/Js 36ff]
Assarhaddon [2Kg 19,37; Esr 4,2]
Assurbanipal [Esr 4,10; 2Chr. 33,11]
(Meder in Ninive)
Nebukadnezar [2Kg 24; Js 14?]

Perser in Juda

Cyrus II. [Js 45,1; Esr 4,3; 5,13]
Kambyses (?)
Darius I. [Esr 4,5; 5,6; 6,1]
Xerxes
= Ahasveros [Esr 4,6; Esther 1,1]
Artaxerxes I. [Esr 4,7; Neh 2,1; 13,6]
Darius II. Ochus [Neh 12,2?]
Artaxerxes II. Arsakes [Esr 7,1?]
Artaxerxes III. Ochus [Ant 7,1]
Bagoses, Holofernes [Ant 7,1; Jud 4,1]
"Nebukadnezar von Ninive" [Jud 1,1]
Darius III. [Josefus; Ant. 7,2]

Die Thronfolge der *Babylonischen Chronik* [JS 165f; hier links kursiv] lag vielleicht schon den jüdischen Kompilatoren vor, die die Sargoniden vor Nebukadnezar und den Persern plazierten [2Kg; Esr 4,1-10], Dennoch vermochten sie nicht zu entscheiden, wer der "König von Assyrien" war (Salamanassar ?, Sargon ?, ein Sargonide ?), der in Samaria Fremdvölker ansiedelte und einen Priester des Landes nach Bethel entsandte, der den Kult des "Landesgottes" pflegen sollte [2Kg 17,24.27], wie es im Falle Nehemias *Artaxerxes I.*, bei Esra womöglich *Artaxerxes II.* tat [Esr 7,1; s. Soggin 207]. Naheliegend wäre nun in der Tat die Korrespondenz Tiglatpileser III. = Darius I., Salamanassar = Xerxes (von Salamanassar V. ist nichts bekannt) und Sargon = Artaxerxes I. [Radke 11ff].

Diesem Volltreffer steht aber das aramäische Schreiben Esra 4,8ff entgegen (ein vielleicht verwirrter Passus), wo die von Assurbanipal (Asnappar) angesiedelten *Samaritaner* sich bei Artaxerxes (I.) über den Wiederaufbau des jüdischen Tempels beschwerten. Nach Josefus sollten sie von den "Persern" stammen, auf die sie "ihren Reichtum" und Einfluß stützten [Ant XI 4,8], womit wir schon am Ende der "sargonidischen Persezeit" wären!

Ähnlich wußten die skrupulösen Kompilatoren schon 1Kg 22 nicht zu sagen, welcher Amarnazeit-"König von Israel" (Ahab - Joram ?) gegen welchen "König von Aram" kämpfte [Velikovskij 1982, 264-271]. Waren

Benhadad (Abdi Aschirta) oder dessen Mörder Hasael (Aziru) oder vielmehr *Salamanassar III*. Ahabs mächtiger Feind? Nach Radkes Abfolge käme Kambyses als "Salamaiaitis" der Amarnabriefe in Betracht. Wer sollte dann jener Samarien-Eroberer sein, den Jesaia als "König von Babel" und als "Assyrer in meinem Land" bezeichnet [Js 14,4.24], den man gerne als Nebukadnezar identifiziert? Jesaia nennt Nebukadnezar nie beim Namen. Er kennt Sanherib - dessen Feldherren aramäisch sprachen [2Kg 18,26; Js 36, 11] und der die Eroberung von **Lachis III** in Ninive so breit dokumentierte, daß er sich mit Nebukadnezar um die Urheberschaft streiten muß [James 176ff; Heinsohn 1993, 40]. Nach Herodot hat Sanherib (wie Kambyses) Ägypten erobert, bevor er seine Katastrophe erlitt und von seinen Söhnen abgelöst wurde [Js 37,38; Tobit 1,21]. Wäre Nebukadnezar indessen der "Salamanassar" von 2Kg 17, wie Heinsohn annahm, müßte der Ägypteneroberer Sargon [Js 20,1] bei Cyrus (dem Befreier Js 45,1?) oder Kambyses gesucht werden, die Herodot kannte, derweil *Sanherib* tat, was auch Xerxes (=Tukulti-Ninurta?) tat, der Babylon zerstörte und seine Götter raubte [Meyer 5,64]. Wie auch immer: Das große Rätsel der Hebräischen Bibel wäre gelöst, warum die Rollen des "ersten" und "zweiten" Jesaia - sonst durch Exil und 150 Jahre getrennt - aneinandergehängt wurden.

Für einen medischen David (Darius ?) und einen Perserkönig "Salomo" (Cyrus ?) sprächen nicht zuletzt ihre polygamen Sitten, der Vorrang der Königmutter (Bathseba) und der *Thronfolgestreit*, ob der "erstgeborene oder der zuerst nach der Thronbesteigung geborene Sohn das nähere Anrecht habe" [Meyer 6,37]. Statt aber die ganze "Geschichte Israels" den "Perserkönigen" zu opfern, stellten die Autoren den Vorrang von Hegels "erstem Volk der Geschichte" in Frage.

Für eine *kurze Chronologie* der Perserzeit sprächen - außer Newtons Seder Olam Rabba [Illig 53] - auch die Legenden bei Josefus, Esther, Judith und Tobit. Daniel erlebte Nebukadnezar, Belsazzar, Cyrus und Darius [Ant X 11]. Aber Tobia, dessen Vater von Salamanassar (Enemessar) verschleppt wurde, erlebte Sanherib, Assarhadon und das Ende Ninives unter Nebukadnezar und Ahasveros [Tobit 1,2.15.22; 14,14]. Dieser *Ahasveros*, als "Sohn des Cyrus" (Xerxes ?; bei Josefus Artaxerxes!) herrschte "von Indien bis Äthiopien" [Esther 1,1], derweil der Amalekiter Hamann und der Eunuch Bagothus intrigierten (Ant XI 6.1-5 - von einem Bagothus/Bagooses des Cyrus ist nichts bekannt). Bagooses (Bagoas) kehrt wieder als "Feldherr des anderen Artaxerxes" (III. Ochus), der "den Tempel entweihte" [Ant XI

7.1] und dessen zweiter General Orophernes (Holophernes) von Judith enthauptet wird: als Oberfeldherr auch des Doppelgängers *Nebukadnezar von Ninive* (der Arphaxad von Medien schlug), nachdem die Juden "erst vor kurzem aus der Gefangenschaft zurückgekehrt waren" [Judith 1,1; 2,4; 4,3]. Bagothes läßt im Tempel einen priesterlichen "Jesus" (jescha-jahu) abschlachten [Ant 7,1], wonach der Satrap *Sanballat* - so hieß auch Nehemias Gegner unter einem Artaxerxes [Neh 2,1.10] - "vom letzten Darius [!] nach Samaria entsandt" wurde und Alexander begegnete, derweil der Priester *Manasse* den Kult von Garizim stiftete [Ant. XI 7,2; 8.2]. War er der abgöttische Priesterkönig Manasse von Juda, den die Sargoniden zum Kampf gegen Ägyptens Taharka (Tachos) aufboten [2Chr. 33,11; JS 182f]? "Mit anderen Worten: Die Geschichte nach Artaxerxes I. und vor Darius III. existiert für ihn [Josefus] nicht" [Illig 53]?

Sollten die Legenden doch ein Körnchen Wahrheit enthalten? Die Damaskusrolle der Qumran-Literatur (radiokarbondatiert auf das Todesjahr des Nazareners Jesus ± 200 Jahre; Maier/Schubert 21), hat Nebukadnezar nur $390 + 20 = 410$ Jahre vor dem gekreuzigten "Lehrer der Gerechtigkeit" datiert [Dam 1,6-11], der damit beachtlich in die Nähe der "Urchristen" rückt [Eisenman/Wise].

Literatur:

Ant = Josefus Flavius 'Jüdische Altertümer'

Bimson, J. (1982): "Can there be a Revised Chronology Without a Revised Stratigraphy?"; in *Ages in Chaos?* S.I.S. Review VI 16-26

CB = Cornfeld/Botterweck (1972): Die Bibel und ihre Welt; München (dtv-Lex.)

Crüseman, F. (1972): Die Tora, Theologie und Sozialgeschichte des altl. Gesetzes; München

EAEHL = Avi-Yonah, M. (Hg. 1975-1978): Encyclopedia of Archaeological Excavations in the Holy Land; Bände I-IV; London · Jerusalem

Eisenman, R./ Wise, M. (1992): Jesus und die Urchristen. Die Qumran-Rollen entschlüsselt; München

FW = Fischer Weltgeschichte, 20 Bände

Friedman, R.E. (1989): Wer schrieb die Bibel? Wien · Darmstadt

Hegel, G.W.F. (1986): Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte; Werke 12; Frankfurt/M.

- Heinsohn, G. (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/M.
- (1991): "Stratigraphische Chronologie Israels"; in *VFG* III (5) 37-52
 - (1992a): "Von Abraham zu Salomo. Hat es das alte Israel tatsächlich nicht gegeben?"; Typoskript Bremen
 - (1992b): In ihrem assyrischen Herzland sind die letzten persischen Großkönige als späte Sargoniden bekannt (Sargonidica VII); Typoskript Bremen
 - (1993): "Darius II. und Sennacherib/Sanherib"; in *VFG* V (1) 15-51
- Illig, H. (1993): "Juda und seine persischen Könige"; in *VFG* V (1) 52ff
- James, P. (1991): Centuries of Darkness; London
- JS = Jepsen/Schunck (1988⁴): Von Sinuhe bis Nebukadnezar. Dokumente aus der Umwelt des AT; Berlin
- Keel/Uehlinger (1992): Göttinnen, Götter und Gottessymbole; Freiburg-Basel-Wien
- Krapf, Th.M. (1992): Die Priesterschrift und die vorexilische Zeit; Freiburg (CH) · Göttingen
- Magall, M. (1986): Archäologie und Bibel. Wissenschaftliche Wege zur Welt des AT; Köln
- Maier/Schubert (1982): Die Qumran-Essener; München · Basel
- Meyer, E. (1952-58): Geschichte des Altertums; Bände 1-8; Nachdruck Essen
- Noth, M. (1962⁴): Die Welt des AT; Berlin
- Radke, R. (1993): "Die frühen persischen Großkönige. Ein weiterer Identifizierungsversuch"; in *VFG* V (1) 6-14
- Sagan, C. (1982): "Die Venus und Dr. Velikovsky"; in *Aufbruch in den Kosmos*; München
- Soggin, J. (1991): Einführung in die Geschichte Israels und Judas; Darmstadt
- Tollmann, A. u. E. (1993): Und die Sintflut gab es doch; München
- Velikovsky, I. (1978): Die Seevölker; Frankfurt/M.
- (1981): Vom Exodus zu König Echnaton; Frankfurt/M.
- Weippert, H. (1988): Palästina in vorisraelitischer Zeit; München
- Winzeler, P. (1991): "Kamele, Rosse und Streitwagen. Gesammelte Ratslosigkeiten"; in *VFG* III (5) 4-20
- Yadin, Y. (1978): Hazor. Die Wiederentdeckung der Zitadelle König Salomos; Zürich

Dr. Peter Winzeler, CH-3027 Bern, Melchiorstr. 21

Datieren vor der Gregorianischen Kalenderreform

Christoph Marx

1. Die einzige astronomisch gesicherte Kalenderperiode besteht erst seit der gregorianischen Reform ab 15.10.1582

Die erste astronomische Verifizierung des Sonnenjahres als Grundlage des heutigen Kalenders wurde unter dem 10.6.1575_{jK}¹ in Bologna aufgenommen. Dort "beobachtete Ignazio Danti an einem 1575 in der Kirche des hl. Petronius errichteten Gnomon die Solstitien, um genau die Tage des julianischen Jahres auszumitteln, auf welche die Jahrpunkte damals trafen". Im Jahre 1577_{jK} legte Gregor XIII. dann "unter dem Titel *Compendium novae rationis restituendi Calendarium* den Plan des Aloysius Lilius, der als der eigentliche Urheber des neuen Kalenders zu betrachten ist, den [...] Universitäten vor". Darauf "arbeitete die römische Commission die [...] Schrift *Canones in Calendarium Gregorianum perpetuum est* aus, auf deren Grund dann der Papst in einer vom 24. Februar 1581_{jK} calculus florentinus = 1582_{jK AD}] datirten Bulle die Reform definitiv anordnete". Sie begann damit, daß auf den 4. Oktober 1582_{jK} durch Weglassen von 10 Tagen sofort der 15. Oktober 1582_{jK} folgte; so ist erreicht worden, daß die nächste Frühlingsnachtgleiche wieder auf den 21. März (1583_{jK}) zurückgeführt wurde.²

Durch die Beobachtungen in Bologna wurde die Dauer des tropischen Jahres (Sonnenjahr) mit 365,2425 Tagen ermittelt, wogegen es im bis dahin geltenden julianischen Kalender aufgrund von Cäsars Reform mit 365,25 Tagen angenommen worden war. Dies hatte sich in der Schaltregel geäußert: während im julianischen Schema regelmäßig alle Jahre, deren Zahl durch 4 teilbar war, 1 Schalttag eingeschoben wurde, entfielen von da an im gregorianischen Kalender die Schalttage in jenen ganzen Jahrhundertzahlen, deren Division durch 400 nicht aufgeht (dadurch wächst bei der seither

1. jK = julianischer, xK = christlicher Kalender; AD = Anno Domini, nach Christi Geburt

2. Ludwig IDELER *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie* (Berlin 1825/8) II 301ff

beobachteten Länge des tropischen Jahres der im gregorianischen Schema noch enthaltene Fehler erst nach vorgeblich 3.000 Jahren - das wäre also 4582_{xk} - auf 1 ganzen Tag an).

Der Kalender mit der Zählung in Jahren "nach Christi Geburt" (AD) war erst etwa 4 bis 6 Jahrhunderte vor Gregor XIII. in allgemeinen Gebrauch gekommen (der allererste bekannte und gesichert von einem Papst eigenhändig gezeichnete Beleg mit einem auf Christi Geburt bezogenen Datum stammt sogar erst vom 7.11.1431, ist also nur 250 Jahre älter als Gregors Reform³). Diese Zählweise war aus der Berechnung der Osterfestdaten entstanden, welche der Mönch Dionysius EXIGUUS vorgeblich im 6. Jh._{xk} angestellt resp. weitergeführt hatte (eindeutige Originalzeugnisse sind aber kaum vorhanden). Das Ziel der Kalkulationen war also nicht eigentlich das Geburtsdatum Christi, sondern in erster Linie dessen Tag der Auferstehung. *Von absolut erstrangiger Wichtigkeit ist indessen die Erkenntnis, daß der vor Gregors Reform angewendete Kalender immer nur ein kalkuliertes Schema gewesen ist, in welches erst später frühere historische und auch astronomische Ereignisse eingepaßt worden sind.*

Es gibt *kein* unabhängig von diesen Kalenderkalkulationen bestimmbares historisches Ereignis in der Zeit vor der gregorianischen Reform, welches die 10 aus dem Kalender entfernten Tage zu erklären vermöchte. Von einer *nicht* von vorneherein aktualistisch⁴ geprägten Warte aus gesehen erscheint es unzulässig, in diese aufgegebenen 10 Tage den Verlauf von eineinhalb Jahrtausenden unbeobachteter Frühlingspunktverschiebungen hineinzuzinterpretieren. Überhaupt erst 1372_{jk} wurde die Verschiebung des alexandrinischen Mondzyklus (Osterfestabelle) in einer "Anweisung zur Festrechnung" durch den griechischen Mönch Isaacus ARGYRUS erstmals abgehandelt, der sie gegenüber heutigen Kalkulationen allerdings "zu gering auf zwei Tage" ansetzte. Und erst in den Konzilien von Konstanz (1414-

3. Eugen IV: *Data Romae apud S. Petrum anno Incarnationis Dominicae MCCCCXXXI, VII. Cal. Novembris, Pontificatus nostri anno primo*

4. **Es sei hier wieder einmal ganz deutlich hervorgehoben:** Aktualismus (die Auffassung, daß die *gegenwärtigen* Kräfte und Gesetze der Natur- und Kulturgeschichte die *gleichen* sind wie in *früheren* Zeiten) ist das Axiom (*ohne Beweis* anerkannter, *keines Beweises* bedürftiger, geforderter Grundsatz) *aller* Wissenschaften.

1418_{jK}) und Basel (1424-1431_{jK}) kam dann die Abweichung auch des Frühlingspunktes zur Sprache. Beide fanden letztlich in der gregorianischen Kalenderreform ihre Korrektur.⁵

Es heißt, am ersten Konzil zu Nizäa (vorgeblich 325_{jK}) sei die Frühlingsnachtgleiche auf den 21. März_{jK} gefallen, obgleich sie sich laut heutiger Kalkulation am 20. März_{jK} ereignet hätte - aber in diesem Konzil "wurden Akten überhaupt nicht geführt"⁶, seine Datierung erfolgte nicht im xK und wurde eben wiederum erst nachträglich in den jK eingepaßt.

2. Nicht evidenzverkettete Datierungen vor 1582_{xK} sind unzulässig

Aus nichtaktualistischer Sicht gilt es nun festzuhalten: Jedes nicht im Original mit einem xK-Datum versehene Dokument resp. Ereignis kann in der Vergangenheit *nur im Zusammenhang* mit xK-datierter Vorgängerevidenz richtig plaziert werden. Da aber in der traditionellen Geschichtsschreibung diese Zusammenhänge in der Regel zugunsten kalkulierter Zeitbestimmungen aufgegeben oder gar gefälscht worden sind, müssen sie in fast ausnahmslos minutiösester Arbeit wieder zusammengeführt werden. Dazu kommt, daß gerade auch astronomische Beobachtungen *nicht* aufgrund aktualistischer Kalkulation auf ein jK-Datum fixiert werden dürfen, welches ja durch *jede* danach aufgetretene Veränderung von Eigenbewegungsdaten der Erde oder von Planeten nichtig würde. Zwar könnten beobachtete Konstellationen der äußeren Planeten zusammen mit Fixsternen unter Umständen noch gewisse Anhaltspunkte liefern; Finsternisse indessen vermitteln keinerlei Datumsaufschlüsse mehr, sobald die Erd- und Mondbewegungsdaten auch nur geringfügig von den heutigen abweichen (oder es gar nicht sicher ist, ob nicht vielleicht sogar ein anderer Himmelskörper als der Mond eine Sonnenfinsternis verursachte).

Dafür aber, daß es bis nahe an die Zeit der gregorianischen Kalenderreform zu Veränderungen der Eigenbewegungen der Himmelskörper im Sonnensystem inklusive der Erde gekommen ist, gibt es eine Fülle von

5. IDELER *Handbuch* II 299f; s. Fn. 2

6. Karlheinz DESCHNER *Kriminalgeschichte des Christentums* (Reinbek 1986) I 363

Anhaltspunkten - und zugleich nichts, was dagegen sprechen würde. Aus dieser Fülle folgen hier nur ein paar wenige evidenzbezogene Hinweise:

- Schon die oben erwähnte "zu gering auf zwei Tage angesetzte Verschiebung des alexandrinischen Mondzyklus" heißt keineswegs, daß sie durch Isaacus Argyrus falsch beobachtet wurde, sondern das Ansetzen von Ockhams Rasiermesser⁷ macht zunächst die Annahme wahrscheinlich, daß die moderne Retrokalkulation mit den damaligen Mond-Erde-Bewegungen nicht übereinstimmt.
- Wenn beispielsweise die Überlieferungen zum Konzil von Nizäa sich als glaubwürdig herausstellen sollten, wäre zunächst zu vermuten, daß auch der Frühlingseintritt am 21. März wahrhafter Beobachtung entspricht: Indessen bliebe es zugleich unmöglich, daraus das Veranstaltungsjahr des Konzils im Rahmen unserer Zeitrechnung zu kalkulieren, das allein durch direkte Verkettung mit einem viel später vermerkten xK-Datum eruiert werden könnte.
- Cäsars Kalenderreform folgte auf eine längere Periode des vollkommenen Chaos nicht allein im römischen, sondern im Kalenderwesen auch der anderen Kulturvölker der Alten Welt überhaupt. Offenbar ohne jegliches System und scheinbar willkürlich wurden in Rom, bei den Griechen, im Zweistromland, in Persien und Ägypten sporadisch und oft ohne Voranmeldung unregelmäßig viele Tage und ganze Monate eingeschaltet, um den Kalender dem Sonnenjahr anzupassen: In nichtaktualistischer Sicht kann daraus nur auf einen sich ständig in Unordnung befindlichen Himmel geschlossen werden. Da berichtet der berühmte Assyriolog Franz Xaver KUGLER über "die merkwürdige Tatsache, daß man das F r ü h l i n g s ä q u i n o k t i u m wenigstens in den letzten Jahrhunderten v. Chr. um 4 - 5 T a g e z u s p ä t angesetzt hat" und fragt: "Wie ist diese Abnormität zu erklären? Aus fehlerhaften direkten Bestimmungen?" Da er dies beim Stand der babylonischen Astronomie für unmöglich hält, findet er eine Antwort nur noch "in der fast g ä n z - l i c h e n V e r n a c h l ä s s i g u n g e i n e r f o r t g e s e t z t e n

7. *Non sunt multiplicanda entia praeter necessitatem* - Einheiten sind nicht über die Notwendigkeit hinaus zu vervielfachen.

Beobachtung der Äquinoktien und Solstitien überhaupt"⁸ - einem wahrlich erstaunlichen Eingeständnis totaler Hilflosigkeit.

- Schließlich sei noch "Das Verbrechen des Claudius Ptolemäus" erwähnt, welches der bekannte Assyriolog und Astronom Robert NEWTON glaubt gefunden zu haben.⁹ Aufgrund ausführlicher Kalkulationen wirft Newton dem berühmtesten Astronom der Alten Welt vor, er habe praktisch alle als direkte Beobachtungen ausgegebenen Daten nur kalkuliert, um sie seinen Königslisten anzupassen. Aber Newtons Schlußfolgerung ist voreilig: er berücksichtigt nicht, daß Ptolemäus' Daten tatsächliche Beobachtungen zugrundeliegen können, die allerdings anderen, von uns nicht mehr rekonstruierbaren Himmelskörperbewegungen entsprechen.
- Soll dazu z.B. auch noch auf das Canopus-Kalenderdekret verwiesen werden, welches ausdrücklich in Ägypten einen neuen Kalender aufgrund veränderter Himmelsbewegungen einführen will?

3. Was ist von assyriologisch-astronomischen Datumskalkulationen zu halten?

Als Beispiel diene der Text VAT4956¹⁰ aus dem Jahr 37 Nebukadnezars. Laut der Königsliste des Ptolemäus begann dieses Jahr im Frühling -567_{xK}. Robert Newton analysiert die astronomischen Messungen dieses Dokuments "in der Annahme", daß es sich um das Jahr -567/566 handle und kommt zum Ergebnis, daß Mondaufgang oder -untergang die kalkulierten Werte um etwa 10 Minuten verpassen und die aus den Konjunktionen erschlossenen Längen des Mondes und der Planeten den kalkulierten Werten für die - unter dem wissenschaftlich kaum statthaften Vorzeichen der Selektion! - "meisten" Beobachtungen innerhalb etwa 1° entsprechen, "obgleich es für

8. Franz Xaver KUGLER S.J. *Sternkunde und Sterndienst in Babel* (Münster 1970ff) II 521

9. Robert R. NEWTON *The Crime of Claudius Ptolemy* (Baltimore 1977)

10. NEUGEBAUER & WEIDNER 1915

eine Mondkonjunktion eine Diskrepanz von 3° gibt".¹¹ Es ist klar, daß derartige Kalkulationen zu keinem Ergebnis im Rahmen unserer Zeitrechnung führen.

Der Text enthält auch Konstellationen für zwei der äußeren Großplaneten (sofern richtig gelesen, Jupiter und Saturn). Solche Beobachtungen könnten - die Positionen von Mars, Erde, Venus und Merkur dürfen infolge ihrer Veränderungen selbstverständlich nicht berücksichtigt werden - im Rahmen unserer Zeitrechnung auf durch Jahrhunderte getrennte Zeitpunkte in bestimmbarem zeitlichem Abstand von der gregorianischen Reform verweisen und damit in beschränktem Umfang für die chronographische Platzierung entsprechender Beobachtung sein. Doch auch sie können *nicht* zur Datierung der Beobachtung innerhalb eines von der Reform aus retrokalkulierten julianischen Kalenders herangezogen werden!

Die aus den vorhergehenden Überlegungen zu kumulierenden Fehlerquellen allein schon bei den Kalenderkalkulationen; zusätzlich dann in Berücksichtigung der anderswo nachgewiesenen Vorgänge im Sonnensystem in historischer Zeit; und außerdem schließlich im Rahmen der Einsichten und Erklärungen aus der Geschichtsrekonstruktion aufgrund archäologischer Schichtenevidenz und der Ereignisanalyse lassen die ganze Absurdität der aktualistisch bestimmten Kalkulationen deutlich werden. Von derartigen Kalkulationen **ist nichts zu halten** - ja, sie sind im Sinne üblicher Wissenschaftlichkeit geradezu wertlos! Und solche Texte, die schon innerhalb traditioneller Theorien keine zuverlässigen Daten liefern, können niemals zur Grundlage verabsolutierender Behauptungen gemacht werden wie etwa jener, diese "astronomische Evidenz" vereitle jegliche Neudatierung nicht nur Nebukadnezars, sondern sogar jede danach liegende - also auch etwa das Mittelalter treffende - chronologische Rekonstruktion¹² (mal ganz abgesehen davon, daß "die hebräischen Chronologen sich um mehr als 150 Jahre irren, wenn sie [Nebukadnezars Tempelzerstörung] in das Jahr 3338 ihrer Weltäre bringen, das im Herbst 424 v. Chr. begann").¹³

11. NEWTON *Crime* 375; s. Fn. 9

12. Z.B. Lynn Rose brieflich an G. Heinsohn (26.3.93)

13. IDELER *Handbuch*, s. Fn.2

4. Was könnte in der gregorianischen Kalenderreform gegipfelt haben?

Ist davon auszugehen, daß der Kalenderreform nicht eineinhalb Jahrtausende unbeobachteter Frühlingspunkte vorausgingen und daß Originalquellen über Erd- und Mondbewegungsdaten noch wenige Generationen vor der Reform andere astronomische Daten liefern, so ist die Schlußfolgerung **zwingend, daß auf jeden Fall Erde und Mond vor noch kaum 800 Jahren unter extraterrestrischem Einfluß veränderte Bewegungsdaten erhielten.** Damit in Verbindung bringen lassen sich Phänomene wie die Erscheinung der "Kleinen Eiszeit" im 13. Jh._{JK} mit dem ja gleichzeitigen Auftreten des "Schwarzen Todes": Beides sind Hinweise auf extraterrestrische Einwirkungen, wie sie schon aus den früheren Desasterperioden des Altertums bekannt sind. Wir wissen ebenfalls, daß die Periode vor oder im Verlaufe dieser wohl Reihe von Naturereignissen von großen Wanderungsbewegungen, vom "Untergang Roms", von Apokalyptik und Messiasbewegungen und nicht zuletzt von ausgeprägten Angstpsychosen im Menschheitskollektiv geprägt war.

Wenn nun auch Cäsars Kalenderreform als eine solche Station bei der Stabilisierung des Himmels aufzufassen ist, dann lassen sich vielleicht Rückschlüsse auf Vorgänge im Sonnensystem ziehen. Es fällt auf, daß in Cäsars Zeit in Rom die Verehrung der Venusgottheit beginnt. Sie ist ja dann die "Madonna mit dem Jesuskind", gräzisierungende Erscheinung der ägyptischen "Isis mit dem Horuskind" und auch heute noch allmächtigste Gottheit überhaupt, vor allem auch in ihrer Erscheinung als Pentagramm. Ihr Kind Jesus ist nach dem Hinweis in der Apokalypse "die Wurzel Davids" und daher als der Sechszackstern zu dechiffrieren, der wiederum den Merkurplaneten¹⁴ (gleich wie das Pentagramm den Venusplaneten) darstellt. Dieser Hermes; Kind des Zeus (Jupiter); die "Nabu"-Zeit beherrschende Großgottheit und weit herumstreifender "Götterbote"; von der "unbefleckten" Himmelsherrin empfangen und während einer gewissen Periode festgehalten; alles mögliche vom Schrift- und Wunderbringer bis zum Gott der Diebe; dann aber den (bereits römischen) Beobachtern als Planet plötzlich aus den Augen verschwunden (oder ins Sternbild Crux geschlagen, dessen Name um diese Zeit auftaucht) und schließlich später

14. Martin KNAPP *Pentagramma Veneris* (Basel 1934)

wieder "auferstanden": Er beherrscht die Suche der Chronologen, die mittels Kalenderkalkulationen eine Brücke zu schlagen versuchen über Ereignisse, die sich gewiß auch im nachrömischen Sagen- und im manipulierten Quellengut unserer Völker niedergeschlagen haben und dadurch verdrängt, ver- und gefälscht wurden - und die es nun aufzudecken und zu dechiffrieren gilt (allerdings ohne Rücksicht auf die traditionelle Chronologie!).

Christoph Marx c/o P.A.F Verlag, Postfach 3870, CH-4002 Basel, Schweiz



David in Israel bezeugt

Bislang klaffte eine empfindliche Lücke in der Überlieferungsgeschichte. Während das Alte Testament überquillt an Geschichte und Geschichten aus der Zeit von David und Salomo, konnten die Archäologen keine Spuren aufdecken, mit denen die Existenz der beiden Könige bestätigt werden konnte. Dieses Manko hatte zu verschiedenen Reaktionen geführt. Israeliische Archäologen gingen so weit, daß sie Archäologie und Bibel völlig trennten und keinen Gedanken mehr an "ihr" Königreich verschwendeten. Salibi hatte dagegen behauptet, das alte Israel müsse man am Westufer von Arabien suchen; nach Palästina seien Israeliten erstmals nach dem babylonischen Exil gelangt.

Nun ist von Avraham Biran in Tell Dan eine Stele gefunden worden, in deren aramäischer Inschrift die Rede ist vom "Haus David" [*Jerusalem Post, Intern. Edition*, Woche bis 21.8.; in Deutschland titelte die 'Bild-Zeitung' schon am 7.8.]. Damit konnte archäologisch die Existenz dieser Könige bestätigt werden. Der Fund wird weit ausstrahlen: Er widerlegt nicht nur Salibis These, sondern bestätigt die Juden in ihrem Glauben an "ihr" Land. Für Heinsohns These der Geschichtskürzung ist der Umstand entscheidend, daß die Stele keineswegs in einer Schicht lag, die ins -10. Jh. datiert werden müßte, sondern in einer wesentlich jüngerem. hi

Kalender und Astronomie

Marginalien zu antiker und mittelalterlicher Chronologie

Heribert Illig

Die These, das frühe Mittelalter sei um Jahrhunderte zu kürzen, hat ihren Ausgang von der Kalenderrechnung genommen [Illig 1991a]. Sie sei kurz wiederholt:

- a) Die gregorianische Kalenderreform von 1582 korrigierte um 10 Tage; aber bis zurück zu Caesars Reform (-45) hätten es astronomisch gesehen 12,7 Tage, also 2 oder 3 Korrekturtage mehr sein müssen.
- b) Die Rückrechnung auf das 370 Jahre spätere Konzil von Nicäa ist historisch nicht zu begründen.
- c) Das Herbstäquinoktium des Jahres -9 lag auf dem 23.9., also auf demselben Datum wie heute; damit schien klargestellt, daß die Himmels-situationen von -9, von 1582 und 1993 die gleichen waren.
- d) Beim Prüfen historischer Gegebenheiten ergab sich ein wahrscheinliches Kürzungsintervall von 296 Jahren.

Seit der Veröffentlichung im Januar 1991 kam eine lebhafte Debatte in Gang, die einen weiteren astronomisch orientierten Artikel zeitigte [Illig 1992a]. Bei ihm ging es nicht um die Punkte a) und b), die bislang unerschüttert blieben, sondern um Punkt c). Die Aussage, das Herbstäquinoktium des Jahres -9 habe auf dem 23.9. gelegen, stützte sich auf Edmunds Buchners sensationelle Ausgrabung und Rekonstruktion der Sonnenuhr des Augustus. Buchner hatte mitten auf dem römischen Marsfeld ein Stück der kaiserlichen Sonnenuhr aufgespürt und ein außergewöhnliches Phänomen erschlossen:

"Am Geburtstag des Kaisers [...] wandert der Schatten von Morgen bis Abend etwa 150 m weit die schnurgerade Äquinoktienlinie entlang genau zur Mitte der Ara Pacis" [Buchner 1982, 37].

Buchner zufolge lag der Geburtstag des Kaisers auf dem 23.9., auf der Tagundnachtgleiche, dem Herbstäquinoktium, woraus ich schloß, daß damals die Äquinoktien auf dieselben astronomischen Daten fielen wie seit 1582 wieder: auf den 21.3. und auf den 23.9. [Illig 1991b].

Dann wurde ich jedoch auf eine Arbeit von Michael Schütz aufmerksam gemacht, die der Buchnerschen Rekonstruktion entschieden wider-

sprach. Schütz wies z.B. nach, daß der Schatten niemals bis zur Ara pacis gelaufen wäre, weil er sich schon vorher aufgelöst hätte; und niemals hat zur Uhr ein schwalbenschwanzförmiges Zifferblatt in Größe eines Fußballfeldes gehört, sondern nur ein klassischer Meridian, ein gerader Nord-Süd-Strich, der gleichwohl kalendarische Informationen in Fülle bietet. Schütz ging aber noch einen Schritt weiter:

"Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sich kein Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen dem Geburtstag des Augustus und dem Herbstäquinoktium finden läßt" [Schütz 447].

Dem widersprach ich [Illig 1992a], weil schließlich das Geburtsdatum 23.9. ungewöhnlich gut aus der Antike belegt ist und Buchner ganz selbstverständlich davon ausging, daß 23.9. und Herbstäquinoktium zusammenfielen [Buchner 36].

Doch M. Schütz überzeugte mich dann, daß diese Koinzidenz von Buchner nur unterstellt, aber nicht nachgewiesen worden ist. Tatsächlich gibt dies Buchner indirekt zu:

"Daß die Geburt des Augustus auf die Herbstäquinoktie festgelegt [...] ist, [...] soll an anderer Stelle behandelt werden" [Buchner 36].

Buchner hat diese 'Behandlung', die ein neuer Beweisgang sein müßte, meines Wissens (meine Briefe an Buchner blieben unbeantwortet), seitdem nicht vorgelegt. Damit brach Schütz ein Glied aus meiner Beweiskette.

Mittlerweile kann dieses Glied in neuer und sogar besserer Form vorgelegt werden. Dr. H.-U. Niemitz, der mir schon die entscheidende, alle meine MA-Lösungsansätze auslösende Frage zu mittelalterlichen Fälschungen gestellt hatte, machte mich auf einen Kongreß aufmerksam, der anlässlich des 400. Jahrestages der Gregorianischen Reform im Vatikan abgehalten worden ist (außerdem auch noch auf den unten herangezogenen Newton 1972). Und in der Kongreß-Niederschrift [Coyne et al. 1983] fand sich das gesuchte Material.

Noch einmal Nicäa, 325

Zunächst stellte O. Pedersen 'unter den Augen des Papstes' erneut klar, daß 325 beim Konzil in Nicäa weder eine Kalenderkorrektur vorgenommen noch die Frühlingsäquinoktie auf den 21.3. festgelegt worden ist. Das tatsächliche Geschehen sah anders aus: Schon auf dem westlichen Konzil von

Arles, 314, war gefordert worden, alle Christen sollten Ostern an demselben Tag feiern, was wegen unterschiedlicher Rechenregeln und Prämissen nicht der Fall war. Aber dieses im Osten ohnehin nicht akzeptierte Konzil schrieb keine einheitliche Berechnungsmethode vor, weshalb das Problem in Nicäa erneut auf der Tagesordnung stand. Dort kam es nur zu einem Teilerfolg, der nicht einmal in die Realität umgesetzt wurde. Wir wissen dies nicht aus den fehlenden Konzilsakten, sondern aus einem Brief, der 325 vom Konzil an die Kirche von Alexandria ging:

"Der Disput über unser Heiliges Ostern ist beendet [...] so daß von nun an alle östlichen Brüder Ostern wie ihr feiern werden; jene, die bislang weder mit den Römern noch mit Euch noch mit jenen übereinstimmen, die den ursprünglichen Osterbrauch aufrechterhielten" [Pedersen 41].

Die nicht unbescheidene Forderung von Arles, daß alle Christen **Ostern an demselben Tage feiern** sollten, war also nur zur Hälfte erfüllt, da nur den östlichen Christen die alexandrinische Berechnung nahegelegt worden war. Der Westen blieb bei der römischen Berechnung. Deshalb wurde Ostern in den verschiedenen Gegenden weiterhin an verschiedenen Tagen begangen.

So beklagt 341 das Konzil von Antiochia, daß manche Gemeinden Ostern am selben Tag wie die Juden feierten, was zuverlässig ausgeschlossen sein sollte, und so drängt das Konzil von Laodicea 364 darauf, daß die Quartodecimanier endlich die Osterregel der Alexandriner annehmen sollten. Diese Gruppe erhielt ihren eigentümlichen Namen davon, daß sie Jesu Tod immer auf den 14. ("quartodecimus") Nisan legte, ohne sich um den Wochentag zu kümmern.

Die übrigen Christen - Alexandria, Palästina und Rom eingeschlossen - beharrten dagegen auf dem Sonntag als Auferstehungstag. Aber sie errechneten verschiedene Ostertermine, so daß z.B. im Jahre 387 die Alexandriner am 25.4. feierten, die Römer am 18.4. und die Gallier am 21.3. [Pedersen 44]. Es kann also keine Rede davon sein, daß in Nicäa der Ostertermin verbindlich geregelt oder gar der Kalender neu justiert worden sei [so auch Newton 1972, 19].

Gerade Rom stand in Widerspruch zur Alexandrinischen Berechnungsmethode. Die ersten alexandrinischen Ostertafeln, die der Westen zur Kenntnis nahm, waren von Bischof Theophilus für die Zeit von 380 bis 480 berechnet worden. Im Vorwort an den oströmischen Kaiser rügt er, daß die Römer noch immer den richtigen Frühlingsanfang ignorierten. Cyrillus von

Alexandria, Neffe des Theophilus, berechnet **437** eine neue Tafel für die Jahre bis 531, doch Papst Leo I. hebt in einem Brief vom 15.6.**453** an Kaiser Marcianus hervor, daß Rom nicht gedenke, der alexandrinischen Regel zu folgen. Sechs Jahre später, **457** weist ein aquitanischer römischer Kleriker darauf hin, daß der Frühlingsanfang nach Alexandria, nicht der nach Rom der maßgebliche sei [Pedersen 47]. Schließlich verwarf Papst Symmachus noch **501** das alexandrinische Datum für das damalige Osterfest [Newton 1972, 30].

Frühlingsbeginn

Damit kommen wir zum eigentlichen Streitpunkt und zu einer überraschenden, weitausgreifenden Lösung. Alexandria und Rom unterschieden sich nicht in der Berechnung voneinander. Für beide fiel das Osterfest auf den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsbeginn. Doch wann begann der Frühling?

Für Alexandria am 21.3., für Rom aber erst am 25.3. Diese Differenz konnte theoretisch dazu führen, daß bei einem Vollmond am 22.3. Alexandria am 23.3. Ostern feierte, während Rom erst nach dem nächsten Vollmond, am 27.4. das Osterfest beging.

Dionysius Exiguus, der im Auftrag des Papstes **525** die nächste Oster-tafel für die Jahre 531 bis 626 kalkuliert hat, scheint beide Rechnungen miteinander verquickt zu haben. Er sah den 25.3. als Jahresbeginn [Chauve-Bertrand 82], gleichzeitig aber galt ihm der 22.3. als frühestmöglicher Termin für Ostern, Beweis dafür, daß er vom alexandrinischen Frühlingspunkt, vom 21.3. ausgegangen ist [Pedersen 52].

Damit löst sich unser Rätsel auf schlichte Weise: Die **Alexandri-ner** identifizierten Tagundnachtgleiche und Frühlingsbeginn, weshalb sie auf dem **21.3.** beharrten, den sie lange vor Nicäa kannten. So legte Anatolius von Alexandria 250 Jahre vor Dionysius, also um **275** fest, daß für den Frühlingsbeginn nicht die astronomische Beobachtung entscheidend sei, sondern das Datum 21.3. [Harvey 20].

Dieser Zeitpunkt wird seit Hipparch als 0° Widder bezeichnet. Doch waren für den Frühlingsbeginn und damit für den Beginn des Tierkreises auch andere Gradwerte gebräuchlich, etwa 8° oder 10° Widder. 0° Widder sollte damals um den 22.3. begonnen haben. Sollte, weil das reale Sternzei-

chen Widder wegen der Präzession - dem Kreiseln der Erdachse, deren verlängerter Pol binnen ca. 26.000 Jahren einen Kreis absolviert - nicht in dieser Position verharret, sondern binnen zweier Jahrtausende um ein volles Tierkreiszeichen weiterwandert.

Hipparch hat alter Tradition gemäß die Präzession im -2. Jh. entdeckt. Er scheint daraufhin beschlossen zu haben, die Ekliptik, also den Tierkreis künstlich zu fixieren, um für alle anderen Sternbewegungen eine feste Bezugsbasis zu schaffen. Für den Astronomen war dies damals eine geniale Entscheidung. Die Astrologen behalten bis heute Hipparchs Fixierung eisern bei, und das erscheint weniger genial: Wenn sie heute von der Sonne in der Jungfrau sprechen, dann steht die Sonne am Himmel von 1993 in Wahrheit im Löwen. Immerhin unterscheiden sie verbal zwischen dem ganz real am Himmel stehenden **Sternbild** und dem astrologisch errechneten **Sternzeichen**. Aber es ändert nichts am Wert von Horoskopen, daß sie auf Sternzeichen mit imaginären Positionen beruhen.

Die **Römer** beharrten für den **Frühlingsanfang** auf dem **25.3.** Waren für sie am 25.3. Tag und Nacht gleichlang? Offenbar nicht, sonst hätten sie zwischen Caesar und Dionysius Exiguus ihre Tageszählung um 4 Tage zurückstellen müssen, hätten also im Jahr der Umstellung den 25.3. im Abstand von vier Tagen zweimal erlebt. Davon ist in der gesamten Literatur nichts bekannt. Folglich begann für sie der Frühling eben einfach vier Tage später, auf die Ekliptik bezogen erst bei 4° , nicht bei 0° Widder.

Dieses viertägige Nachhinken hat das spätantike wie das christliche Rom mit Zähnen und Klauen verteidigt; es findet sich noch im "*Sherborne calendar*" von ca. 1060. Er nennt sowohl den 21. wie den 25. März als Tag des Äquinoktiums, außerdem auch noch den 18. März. Es erstaunt den Astronomen R.R. Newton, daß pro Äquinoktium drei Daten genannt werden [Newton 1972, 27]. Warum beharrte Rom auf dem 25.3.?

Weihnachten und Wintersonnenwende

Das Nachhinken des römischen Frühlingsbeginn findet sein Gegenstück im Weihnachtsfest am 25.12. 'Eigentlich' würde man dieses Fest am 21.12., an der Wintersonnenwende erwarten. Die Ursache für das westliche Beharren auf dem späteren Datum ist im kaiserzeitlichen Fest des "Sol invictus" am 25.12. zu suchen. Kaiser Aurelian hat es 274 eingeführt und damit den babylonischen Marduk-Bel als römischen Reichsgott inthronisiert. Konnte

ein Fest der unbesiegtten Sonne am allerkürzesten Tag gefeiert werden? Plausibel wäre gewesen, erst ein paar Tage später zu feiern, wenn die Tage nicht mehr kürzer werden und die Sonne zumindest rechnerisch ihre Unbesiegtbarkeit bewiesen hat. Eine derartige Überlegung könnte die langgesuchte Erklärung für die viertägige Diskrepanz zwischen Wintersonnenwende und Weihnachten sein.

Die römische Kirche, immer bestrebt, heidnische Bräuche zu vereinnahmen, legte ihr **Weihnachtsfest** auf eben diesen **25.12.**, der zeitweilig auch als erster Tag des Jahres definiert wurde: der sogenannte Inkarnationsstil [zu den *Stilen* vgl. Illig 1991c, 85f]. Dieser Termin hatte obendrein den Vorteil, zugleich den staats-römischen Jahresbeginn am **1.1.** mit dem hohen Kirchenfest der "**Beschneidung des Herrn**" zu belegen. Nach jüdischem Brauch wurde der Neugeborene am achten Tag, Jesus also 7 Tage nach Weihnachten beschnitten. Dieses Fest am 1.1. zielt seit dem 6. Jh. das Kirchenjahr, während der Jahresbeginn im Januar weder von der päpstlichen Kanzlei - die von 490 bis 1087 ausschließlich mit dem Jahresbeginn 1.9. rechnete [Grotefend] - noch vom Kirchenjahr späterer Zeiten (Erster Adventssonntag) übernommen worden ist.

Weil die römische Kirche beim 25.12. als Geburtsdatum Jesu blieb, mußte sie die **Zeugung Jesu**, also das Fest "Verkündigung des Herrn" genau neun Monate früher, am **25.3.** begehen. Auch dieses Datum galt in manchen Gegenden als Neujahrstag. Diesen sogenannten *Annunziationsstil* gab es sogar in zwei Fassungen (Pisaner wie Florentiner), die um genau ein Jahr in der Zählung differierten.

Wir können zusammenfassen: Die Datierungen für Jesu Zeugung und Geburt (25.3. und 25.12.) sind kein zwingender Hinweis darauf, daß jemals Wintersonnenwende oder Äquinoktie auf diese Daten gefallen wären. Nachweislich aber war schon vor Nicäa, also vor 325, der 21.3. von den alexandrinischen Astronomen als Frühlingsbeginn definiert worden. Die unterschiedlichen Daten für den Frühlingsbeginn sind also vorrangig dem vielfachen Wechsel zwischen zwei oder sogar drei Bezugssystemen geschuldet, nicht aber immer neuen Veränderungen am Himmel.

Und so ist es kein Zufall, daß 1582 der Frühlingspunkt wieder auf den 21.3. gelegt worden ist, wo er seitdem blieb und bleibt. Die gregorianische Reform hat tatsächlich über Nicäa hinaus zurückgegriffen. Der noch ältere Bezugspunkt kann aber nur die Kalenderreform Caesars gewesen sein. Des-

halb muß die Zeit zwischen Caesar und Gregor XIII. um rund 300 Jahre gekürzt werden, wie ich 1991 behauptet habe.

Hinfälligkeit aller Datierungen vor 1582 ?

Nun kommt Christoph Marx im vorstehenden Aufsatz zu einem konträren Schluß. Ihm

"erscheint es unzulässig, in diese aufgegebenen 10 Tage den Verlauf von eineinhalb Jahrtausenden unbeobachteter Frühlingspunktverschiebungen hineinzuzinterpretieren".

Er begründet dies damit, "daß der *vor* Gregors Reform angewendete Kalender immer nur ein *kalkuliertes* Schema gewesen ist, in welches erst *später* frühere historische und auch astronomische Ereignisse *eingepaßt* wurden".

Diese Beobachtung ist korrekt, denn antike oder christliche Römer haben nie Cäsars Kalenderreform zum Startpunkt einer Ära gemacht, sondern nach Roms Gründung (-753; erst *nach* Cäsars Reform durch Varro festgelegt), nach der Ära des Augustus (-30; s.u.) oder nach der Diokletiansära bzw. Märtyrerära (+284) gerechnet. Die Frage ist nur, wieviele und wie schwere Fehler beim späteren Einpassen gemacht worden sind. Dionysius hat seine christlich motivierte Zählweise zwiefach mit früheren Ären verknüpft: mit der Rechnung ab Gründung der Stadt Rom und mit der Ära Diokletians. Nachdem Diokletians Ära kurz nach dem 29.8.284, ihrem Startpunkt (Epoche), eingeführt worden ist, konnte die Zählung des Dionysius Exiguus korrekt auf den früheren Ären aufgepfropft werden. Über minimale Fehler im Bereich von wenigen Jahren hinaus erwarte ich hier keine Fehler (vgl. auch unten das Beispiel für gute Synchronismen). Das Einschieben zusätzlicher Jahrhunderte geschah erst später, ganz bewußt und aus anderen Gründen.

Es kommt hinzu, daß die eigentliche Frühlingspunkt Betrachtung weitgehend unabhängig ist von der benutzten Ära. Wenn es **Monatsdaten** gibt, auf die immer wieder ein Äquinoktium fällt (oder zu fallen scheint), dann muß der zugrundeliegende Kalender dem Jahreslauf Rechnung tragen. Ob ihm die Gründung Roms als Basis diene oder die Geburt eines Gottmenschen, ist dabei zweitrangig. Von primärer Bedeutung ist vielmehr die Angabe **21.3**. Sie erfolgte früher nicht in unserer Form, bei der die Tage eines Monats aufsteigend gezählt werden, sondern in der vertrackten römischen Zählweise.

Bei ihr wurde jeweils von den Kalenden, Iden und Nonen zurückgezählt, also vom 1., vom 5. (in bestimmten Monaten vom 7.) und vom 13. (bzw. 15.) eines Monats. Diese Tagesdefinition hat sich unabhängig von den verschiedenen republikanischen Kalendern, von der cäsarianischen Reform, von der Zählung nach Gründung Roms oder Jesu Geburt bis in die französischen Kanzleien des 16. Jhs. und in den Vatikan des 20. Jhs. gehalten. So gibt z.B. der oben genannte Sherborne-Kalender von 1060 die Märzdaten in römischer Kalendenzählung. Nun ist aus der gesamten Zeit seit etwa -400 nie eine Änderung dieser Zählweise bekanntgeworden. Insofern darf die Tagesangabe "21.3." als eindeutig betrachtet werden, da Tag wie Monat zweifelsfrei mit der astronomischen Situation verknüpft sind.

Mittelalterliche Astronomie ?

Es ist ein nicht leicht verständliches Faktum, daß im späten römischen Reich und während des frühen Mittelalters keine Himmelsbeobachtungen angestellt worden sind. Aber schon dem 'Starastronomen' der Antike, Claudius Ptolemäus (+2. Jh.), wurde nachgewiesen, daß er seine Konstellationen nicht durch Beobachtung erhalten hat, sondern durch Berechnung. Er addierte einfach Korrekturgrößen zu Sternorten hinzu, die ihm aus Hipparchos oder Eratosthenes' Schriften bekannt waren [van der Waerden 253, 258, 260ff].

Bei diesem fehlerträchtigen Brauch ist es geblieben. Im 3. Jh. haben alexandrinische Astronomen wie Anatolius den Frühlingspunkt ausdrücklich von der Beobachtung abgekoppelt (s.o.). Die Tafeln von Dionysius Exiguus im 6. Jh. beruhen nicht auf Beobachtungen, sondern sind Computistik im ursprünglichen Sinne des Wortes, also Berechnungen des Ostertermins. Erst um die Jahrtausendwende, als dank Papst Silvester II. (gest. 1003) arabische Astrolabien nach Europa kamen, setzten ganz langsam wieder erste Messungen in Europa ein. Doch schneller als das Beobachten entwickelte sich das Kalkulieren.

"Seit dem späten 12. Jahrhundert erlebte die Zeitrechnung einen unerwarteten Aufschwung, den die moderne Forschung noch kaum zur Kenntnis genommen hat" [Borst 63].

So berichtete um **1200** ein Magister Chonrad als erster von dem Phänomen, daß der Frühlingspunkt im Kalender wandere [Ginzel III, 252]. 1266 appel-

lierte Roger Bacon an Papst Clemens IV. wegen einer Kalenderreform. Doch auch Bacon war primär Rechner, nicht Beobachter.

"Zeitrechnung stand immer noch so turnhoch über Zeitmessung, daß Bacon keinerlei Experimente mit Instrumenten unternahm oder vorschlug, weder mit dem viel zu ungenauen Astrolab noch mit den viel zu raffinierten Wasser- und Sonnenuhren des islamischen Hochmittelalters" [Borst 67].

Spätestens hier drängt sich der Gedanke auf, daß die Fälschungen, mit denen Claudius Ptolemäus die Ergebnisse seines Jahrtausendwerks abgestützt hat [Newton 1977], die später beobachtenden Astronomen rasch zur Verzweiflung getrieben haben. Seine Nachfolger hatten nur zwei Möglichkeiten: Entweder sie entlarvten seine 'Beobachtungen' als Berechnungen, stürzten seine Theorien und begannen die Astronomie ganz neu, oder sie vertrauten seinen schönen Theorien, rechneten mit ihnen und beobachteten den Sternenhimmel von Stund' an nicht mehr. Die Entscheidung für die zweite Möglichkeit fiel umso leichter in einem Mittelalter, in dem sich ein verlockender transzendenter Himmel auftrat.

1296 errechnete dann ein Londoner Tüftler, daß die Wintersonnenwende jetzt mehr als 11 Tage früher stattfindet als in römischen Zeiten [Borst 74]. Zur besseren Trennung von Berechnung und Beobachtung will hier angefügt sein: Als erstes fiel den Menschen auf, daß Ostern manches Jahr merkwürdig weit ins Frühjahr rückte; dann korrigierten die Computisten ihre Ostertafeln, bis endlich die tatsächliche Himmelskonstellation ins Auge gefaßt wurde.

1345 holte Papst Clemens VI. Gutachten ein, wie der Kalender zu verbessern sei. Als er begriff, daß man dazu ein Kalenderjahr um mehrere Tage verkürzen mußte, ließ er von seinem Vorhaben ab, weil er Streitigkeiten um Zahlungen und Verträge fürchtete [Borst 75]. **1372** stellte der griechische Mönch Isaacus Argyrus fest, daß der Kalender um 2 Tage korrigiert werden müsse [Marx 39]. **1436** schlug Nikolaus Cusanus dem Baseler Konzil vor, eine ganze Woche, also sieben Tagen ausfallen zu lassen [Borst 83]. **1543** drängte Nikolaus Kopernikus den damaligen Papst Paul III., endlich den Kalender zu reformieren. Er war im Grunde der erste, der sich dabei nicht nur auf arithmetische Berechnungen berief, sondern auch auf astronomische Beobachtungen [Borst 84] stützte. Doch erst **1582** wurde die Korrektur tatsächlich beschlossen, wobei die Umsetzung in manchen Ländern weitere 350 Jahre dauern konnte.

Kann man die Kalkulationen, nicht Beobachtungen von 11 (im Jahre 1296) oder 2 (1372) oder 7 (1436) Korrekturtagen als Ausdruck der jeweiligen damaligen Jahreslänge nehmen, wie es C. Marx tut? Das würde im Klartext bedeuten, im Mittelalter habe alle paar Jahrzehnte ein Himmelskörper den Lauf der Erde dermaßen gestört, daß sich ihre Jahresbahn um mehrere Tage verlängerte oder verkürzte. Wer nach der einfachsten, nicht nach der kompliziertesten Lösung sucht, wird diese Veränderungen den schlechten Computisten, nicht Störungen der Erdbahn anlasten.

Auch das **Canopus-Dekret** teilt nichts anderes mit. Es beweist, daß sich die Erde -238 genauso um die Sonne gedreht hat wie -45 zu Zeiten Caesars, sonst hätte es nicht dieselbe Änderung vorgeschlagen, die Caesar 200 Jahre später durchsetzte. Die Geschichte erweist im Falle von Caesars wie von Gregors Reform lediglich, daß es immer ein langer Weg ist von der Vermutung eines falschen Kalenders über erste Änderungsversuche bis hin zur tatsächlichen Neufassung. Auch im Falle des Canopus-Dekrets dürfen wir unterstellen, daß es von der ersten Beobachtung bis zum fertigen Dekret reichlich Zeit gebraucht hat.

Das läßt sich mit griechischen Beobachtungen bestens belegen. Callipus könnte der erste Mensch gewesen sein, der die canopo-caesarianische Jahreslänge von 365,25 Tagen genannt hat [Newton 1977, 76]. Seine Studien stammen aus der Zeit um -330, sind also rund 100 Jahre älter als das Canopus-Dekret. Bei dieser frühen Genauigkeit kann es nicht verwundern, daß in Griechenland zwischen Canopus und Caesar bereits eine noch genauere Jahreslänge errechnet worden ist. Das Jahr -130 hatte für Hipparch $365 + \frac{1}{4} - \frac{1}{300}$ Tage [Newton 1977, 80, 86]; hätte sich dieser Wert bis zu Caesar herumgesprochen, wäre die gregorianische Korrektur kleiner ausgefallen. Noch früher, -430, hatten wohl Euctemon und Meton für einen Athener Kalender eine Jahreslänge von $365 + \frac{1}{4} + \frac{1}{76}$ veranschlagt [Newton 1977, 84, 94]. Wir erhalten die Reihung

| | | | | | |
|--------------|------------------------------------|-------------------|-------------------|-------------------------------------|-------------------|
| Jahr: | -430 | -330 | -238 | -130 | -45 |
| Jahreslänge: | $365 + \frac{1}{4} + \frac{1}{76}$ | $365 \frac{1}{4}$ | $365 \frac{1}{4}$ | $365 + \frac{1}{4} - \frac{1}{300}$ | $365 \frac{1}{4}$ |

Insofern verlangt es keine Kühnheit, zumindestens ab dem -5. Jh. eine fix gewordene Erdbahn zu unterstellen.

Für einen noch etwas längeren Zeitraum spricht unbeirrt ein Kronzeuge, nämlich die Cheopspyramide mit ihrer überaus exakten Nord-Süd-

Orientierung. Die Beharrungskräfte des Kreisels Erde werden bei weitem überstrapaziert, wenn man fortwährende, katastrophisch induzierte Erdbahnänderungen postuliert, aber gleichzeitig eine um keinen Millimeter anders geneigte Erdachse fordert.

Insofern komme ich im Gegensatz zu Marx und dem auf ihm aufbauenden Heinsohn [1993] zu dem Schluß, daß die Erdbahn seit dem Bau der großen Pyramide ungestört ist - und wohl noch mindestens 50 Jahre früher, weil sich eine neue Erdbahn erst stabilisieren mußte. Konstanz herrscht also seit etwa -650, wenn wir von einem Bau der Cheopspyramide gegen -600 ausgehen, wie ihn Heinsohn [1988, 176] postuliert und zusammen mit mir untermauert hat [Heinsohn/Illig 1990].

Weiterhin darf das Äquinoktialdatum 21.3. zu Cäsars Zeiten mit dem von 1582 und 1993 gleichgesetzt werden. Außerdem erklärt meine These fiktiver Jahrhunderte in der mittelalterlichen Geschichte zwanglos einen Gutteil der verworrenen astronomischen Daten der Antike. Denn eingeschobene Zeiten verderben zwangsläufig alle seitherigen Rückrechnungen, für zyklisch eintretende Ereignisse genauso wie für säkulare Trends. Allerdings ist der Wirrwarr widersprüchlicher Daten in der Antike so groß, daß darüber hinaus weitere Erklärungen nötig sind.

Nachdem so der Gang der Astronomie und Computistik dem kritischen Zugriff erhalten bleibt, lassen sich aus seinen Widersprüchen Hinweise auf Fälschungen und Verfälschungen gewinnen. Dargestellt sei dies an vier Beispielen.

Reichsannalen

"Im vorigen Jahr [806] war am 2. September eine **Mondfinsternis**; damals stand die Sonne im **sechzehnten Grad der Jungfrau**, der Mond aber im **sechzehnten Grad der Fische**. In diesem Jahr [807] aber war es den letzten Januar am 17. des Mondmonats, als der **Jupiter** durch den Mond hindurchzugehen schien, und am 11. Februar war um Mittag eine **Sonnenfinsternis**, bei der beide Himmelskörper im **25. Grad des Wassermanns** standen. Wiederum war am 26. Februar eine **Mondfinsternis** und es erschienen in derselbigen Nacht Schlachtreihen von wundersamer Größe, die Sonne stand im **11. Grad der Fische**, der

Mond im **11. Grad der Jungfrau**. Am 17. März erschien auch der **Merkur** vor der Sonne wie ein kleiner schwarzer Fleck, ein wenig über ihrer Mitte, und wurde acht Tage lang von uns gesehen. Wann er jedoch in die Sonne eintrat und wieder heraustrat, konnten wir vor Wolken durchaus nicht bemerken. Wiederum war am 22. August in der dritten Stunde der Nacht eine **Mondfinsternis**, bei der die Sonne im **fünften Grad der Jungfrau** und der Mond im **fünften Grad der Fische** stand. So wurde seit dem September des vorigen bis zum September des jetzigen Jahres der Mond dreimal und die Sonne einmal verfinstert" [Reichsannalen; m. Hvhg.]

Dieser Text ist in seiner Art einmalig in den Reichsannalen, die von 741 bis 829 für jedes Jahr knappe Berichte bieten. Üblicherweise beginnt der Autor jedes Jahr mit kriegsspezifischen Berichten, nicht mit astronomischen Beobachtungen. Hier aber wird mit auffälliger Präzision von Himmelsereignissen gesprochen. Dank Robert R. Newton besitzen wir eine überwältigende Sammlung mittelalterlicher Himmelsbeobachtungen aus der Zeit von 400 bis 1200. So können wir vergleichen, wann im späteren Mittelalter Himmelserscheinungen ähnlich genau durch Sternbildpositionen und Gradangaben lokalisiert worden sind.

Bei Newton erfahren wir, daß erstmals für den 16.8.779, wiederum in den Reichsannalen, eine Gradangabe, "der 20. Teil des Löwen", auftaucht [Newton 1972, 390]. Nach 807 aber erlischt der karolingische Impuls und die angebliche Freude an der Himmelsbeachtung, und wir müssen fast 300 Jahre weitergehen, um wenigstens eine Sternbildangabe zu erhalten. Für den 23.9.1093 weiß die Chronik Augustani von einer Sonnenfinsternis "zu Mittag in der Waage" [Newton 1972, 408]. Erst ein weiteres Jahrhundert später lesen wir bei Dandulus für 1191:

"Am 23. Tag des Juni war eine Sonnenfinsternis im 7. Grad des Krebses und sie dauerte 4 Stunden" [Newton 1972, 472].

Erst damals, ein Jahr nach dem Tode Barbarossas, wird wieder jene Präzision erreicht, die unter Karl d. Gr. üblich gewesen wäre. Dabei vermutet Newton, der seine mittelalterlichen 'Himmelsgucker' kennt, noch am Ende dieses 12. Jhs. "eher eine 'eklesiastische' als eine astronomische Sonnenposition" [ebd]. Erst für den 6.10.1241 lesen wir von einer Sonnenfinsternis, die stattfand, "wie es die Meister von Paris vorhergesagt hatten" [Newton 1972, 430]. Hier wird erstmals eine Zeit erreicht, in der gleicher-

maßen kalkulatorische Vorhersage und beobachtende Verifizierung betrieben wurden.

Dementsprechend zurückhaltend beurteilt Newton die Angaben der Reichsannalen von 807: Von vier Finsternissen sind zwei richtig, zwei aber um einen Tag verschoben, was von ihrer Nähe zur Mitternacht herrühren könnte. Aber die überaus exakten Himmelsangaben imponieren ihm nicht.

"Die Positionen von Sonne und Mond [...] sind tatsächlich nur Ansätze für ein angenähertes Datum und vermutlich keine Beobachtungen" [Newton 1972, 394].

Schon eingangs hatte er klargestellt, daß alle zu detailreichen Angaben verdächtig seien, besonders wenn sie jenseits der Beobachtungsmöglichkeiten der Zeit lägen [Newton 1972, 86]. Damit ist klargestellt, daß er für das 9. Jh. selbst bei so scheinpräzisen Gradangaben keine Himmelsbeobachtung der Karolinger erwartet.

Seltsamerweise ist es dem überaus wachsamem Newton völlig entgangen, daß die karolingische Präzision erst Ende des 12. Jhs. wieder erreicht worden ist. Für mich, der ich die Karolinger vor 911 als fiktiv erachte, ist diese anachronistische Präzision ein weiterer Beweis dafür, daß diese Passage aus der Zeit Barbarossas oder der eines noch späteren Kaisers stammt.

Rückrechnungen sind seit dem 11. Jh. - erstmals wohl durch Hermann den Lahmen (1013-1054) auf der Reichenau - vorgenommen worden. Ende des 11. Jhs. fanden auch die ptolemäischen Kataloge, durch arabische Wissenschaftler aufbereitet, Verbreitung in Europa und erlaubten vereinfachte Retrokalkulationen. Auf eine solche weist auch die angebliche Merkurbeobachtung einwandfrei hin. Ein Merkurdurchgang vor der Sonne ist mit freiem Auge nicht beobachtbar; wer solches behauptet, konnte zwar vielleicht die Merkurbahn aus Sterntafeln mit einem Fehler von drei Wochen kalkulieren (so gut oder schlecht ist die Angabe in den Reichsannalen von 807), hatte aber selbst noch keine Beobachtungen gemacht. Er hätte sonst gewußt, daß ein Merkurdurchgang keine 8 Tage, sondern lediglich 8 Stunden dauert.

Entscheidend ist, daß kein Mediävist diese Passage für eine spätere Anfügung hält. Damit trifft dieser Fälschungsnachweis für ein markantes Detail die gesamten Reichsannalen.

Beda venerabilis

Beda der Ehrwürdige soll von 672 bis zum 26.5.735 gelebt haben. Der englische Benediktiner gilt als wissenschaftliche Leuchte einer doch sehr, sehr dunklen Zeit. Wegen seiner Kirchengeschichte bis 731 wird er als Vater der englischen Geschichtsschreibung geschätzt. Dort sorgte er für die Verbreitung der Jahresrechnung nach Christi, nennt als erster auch ein Datum "v. Chr.", nämlich Caesars Überfahrt nach England im Jahre -60 [Maier 36] und verfaßte zwei berühmte Bücher über Zeitrechnung im allgemeinen und über die Osterterminrechnung im speziellen. Insofern ist er für die Rekonstruktion des frühen Mittelalters ein veritabler Prüfstein. Aber gerade sein Buch über die Zeitrechnung gibt uns einen deutlichen Hinweis.

"Ohne Übertreibung läßt sich sagen, daß kein wissenschaftliches Werk vergleichbaren Wertes in der lateinisch schreibenden Welt vor Beginn des 13. Jahrhundert erschienen ist" [Pedersen 58].

Haben wir also einen Mann vor uns, der seiner Zeit fast ein halbes Jahrtausend voraus war, ein Genie, dem allenfalls Leonardo da Vinci das Wasser reichen konnte? In seinem Zeitrechnungsbuch steckt ein verräterisches Detail, das den semimillenaren Vorläufer in eine ganz andere Zeit katapultiert.

R.R. Newton fiel auf, daß Beda dort ganz selbstverständlich **die Null** verwendet. Im 20. Kapitel steht *expressis verbis* "nulla" für die Null. Beda verstand darunter aber nicht einfach 'Nichts', sondern sah darin eine Zahl, die gewissen Rechenregeln gehorcht. Er weiß, daß $n + 0 = n$ ist und daß beim absteigenden Zählen nach 3, 2, 1 die 0 folgt [Newton 1972, 117-123]. Nachdem die Null im Indien des 7. Jhs. erfunden worden sein soll, ist Newton darüber nicht außergewöhnlich erstaunt. Aber es wundert ihn doch,

"daß es Beda nicht für notwendig empfindet, diese Eigenschaften von 0 zu erklären. Er erwartete offensichtlich von seinen Lesern, daß sie diese verstanden" [ebd 122].

Daraus schließe ich für die Rekonstruktion des Mittelalters etwas ganz anderes als Newton. Beda muß zu einer Zeit geschrieben haben, zu der die Null in Europa bereits bekannt wurde. Dazu habe ich eine Studie vorgelegt, die eine zeitliche Einordnung ermöglicht [Illig 1992c]. Ihrzufolge wird in Europa wohl ab 1080, mit Sicherheit ab 1120 die Null als Platzhalter benutzt. Als Zahl wird sie im 12. Jh. in Indien erfunden, um gegen 1200 auch

in Europa verstanden zu werden. Bis zu den Teilungsregeln für die Null ist Beda jedoch nicht gekommen, so daß wir ihn vor Fibonacci und seinem "*liber abaci*" von 1203 einordnen können. Dazu paßt, daß Fibonacci die Null nicht als "nulla", sondern als "cephirum" bezeichnet hat [Illig 1992c, 125], was ein nach ihm schreibender Beda sicher übernommen hätte. Somit können wir die tatsächliche Niederschrift von Bedas Büchern im 12. Jh. erwarten. Damit bleibt 'Pseudo-Beda' ein herausragender Denker, der seiner Zeit immerhin um ein halbes Jahrhundert voraus war.

Allerdings verliert er seinen Ruf als Einführer der **Jahreszählung nach Christi Geburt**. Mit ihm müssen die Annalisten und Chronisten des 8. Jhs., die diese "Ära vulgaris" ziemlich schnell aufgenommen und verbreitet haben sollen [Ginzler III 181], gleichfalls verjüngt werden. Die christliche Zeitrechnung wurde auch ohne Beda Gemeingut: "etwa ab 1000 war sie überall in Europa gebräuchlich" [Ekrutt 54], oder hatte sich im 11. Jh. einigermaßen durchgesetzt [Harvey 26] oder, noch vorsichtiger ausgedrückt: "Die allgemeine Verbreitung ist nicht vor dem 12. Jh. erreicht" [Maier 35]. Wie weit die vielfachen Verwendungen im 10. Jh. echt oder gefälscht sind, können nur Prüfungen an den Originalen klären, da sehr viele Datumszeilen in den Urkunden des 10. Jh. überarbeitet, manipuliert, verfälscht sind. Anno domini-Datierungen treten sogar bei einem Papst, bei Johannes XIII. (965-972) vor der Jahrtausendwende auf, obwohl Lateran und Vatikan sie erst ab 1431 laufend verwenden [Ginzler III 181]. Die Päpste hatten es in ihrer Gesamtheit nicht eilig, Dionysius Exiguus bei seiner AD-Jahreszählung und bei seiner Festsetzung des Jahresanfangs zu folgen.

Bedas **Verwendung negativer Jahreszahlen** griff erst 1070 die Chronik von Marianus Scottus wieder auf, die an acht Stellen mit Hilfe von "ante incarnationem" datiert [Maier 79]. Dies spricht keineswegs gegen unsere Verpflanzung Bedas ins 12. Jh., vertauscht allerdings die Reihenfolge der beiden Bücher. Es gibt ein weiteres Argument gegen Bedas erstmaligen Gebrauch "vorchristlicher" Datierung. Da er die Null als Zahl kannte, hätte er eigentlich auch ein Jahr Null in die Zeitrechnung einfügen müssen. Der tatsächliche Erfinder der Rechnung "v. Chr." hatte aber offenbar noch keine Ahnung von der Null und definierte deshalb auch kein Jahr Null!

Beda verliert außerdem seine Bedeutung als Quelle für Finsternisse des 6., 7. und 8. Jhs. Mußte man bislang davon ausgehen, daß eine Quelle

wie Ethelwerd, die ungefähr 975 verfaßt worden ist, Beda fast wörtlich zitiert [Newton 1972, 140], dürfen wir jetzt annehmen, daß Beda auf Ethelwerd fußt.

Beda gilt nicht zuletzt als ein Kronzeuge für den Gebrauch des römischen **Frühlingsbeginns** am 25.3. [Pedersen 57]. Dabei läßt sich leicht ausrechnen, wann ein Beda im Jahre 703, so es ihn in diesem Jahr gegeben und so er denn den Blick zum Himmel gehoben hätte, den Frühlingsanfang hätte bemerken müssen: War die 10-Tages-Korrektur von 1582 richtig (das ist in diesem Falle unabhängig davon, ob von Cäsar oder Nicäa gerechnet worden ist), hätte er die Frühlingsäquinoktie am 18.3., nicht am 25.3. ansetzen müssen. An diesem Datum verheddert sich unkritische Computistik im eigenen Netz! Zu ihrer Befreiung muß 'Pseudo-Beda' aus den fiktiven Jahrhunderten heraus- und in ein späteres Jahrhundert hineingebracht werden.

Aber vielleicht bleibt ihm trotzdem die Tat zugehörig, eine große **Synchronopse** erstellt zu haben: Christi Geburt fiel ihmzufolge auf den 25.12. des 42. Regierungsjahr des Augustus, der 193. Olympiade, des 752. Jahr seit Gründung Roms; außerdem koppelte er offenbar noch das Jahr 5500 seit Erschaffung der Welt an und die 66 Danielwochen [Klauser Stichwort "Chronologie"]. Dieselben Synchronismen zu Juden, Römern und Griechen bringt noch 1493 Hartmann Schedel in seinem Buch der Chroniken [Blatt 95].

Gregor I. der Große

Dieser Papst (590-604) bekam als zweiter nach Leo dem Großen dieses Epitheton verliehen. Im letzten Heft erfuhren wir, daß Mediävisten mittlerweile Teile seines Werkes, nämlich seine "*Dialoge*" samt dem Band über den Hl. Benedikt, einer späteren Feder zuweisen. Darüber wird noch ausführlicher zu berichten sein. Aber läßt sich auch aus kalendarisch-astronomischer Sicht ein Argument für oder gegen seine Existenz gewinnen? Immer schon ist aufgefallen, daß Gregor zeitweise die Tageszählung nicht nach Kalenden, Iden und Nonen durchführen ließ, sondern die Tage eines Monats aufsteigend zählte. Nach ihm starb dieser uns so vertraute Brauch in der päpstlichen Kanzlei wieder aus, um erst im 11. Jh. erneut von einigen Päpsten aufgegriffen zu werden [Bresslau II 399].

Nachdem aber unter seiner Amtsführung nicht durchwegs im 'modernen' Stil datiert worden ist, könnten gerade diese Schriftstücke Fälschungen

aus dem 11. und späteren Jahrhunderten sein. Insofern soll Gregor I. nicht die Existenz abgesprochen, wohl aber vermutet werden, daß es gute Gründe gab, bereits kurz vor den fiktiven Jahrhunderten einen auch politisch großen Papst vorweisen zu können und deshalb einen 'kleinen' Gregor mit entsprechenden Schriften auszustaffieren und groß zu machen.

Von Alexander zu Alexander

G. Heinsohn hat auf unserem Jahrestreffen die Vermutung vorgetragen, daß die bislang vorgeschlagenen rund drei Jahrhunderte fiktiven Mittelalters dadurch in der Zeitrechnung kaschiert wurden, daß der Bezugspunkt einfach von 1.10.-312 (Seleukidenära) auf Christi Geburt (+1) umgestellt, also Alexander resp. seine Nachfolger heimlich durch Jesus als Bezugspunkt ersetzt worden sein könnten [mittlerweile Heinsohn 1993a, 23].

In der anschließenden Debatte wurde von B. Peiser bezweifelt, daß diese Vertauschung unbemerkt geblieben sein könne, während ich einwandte, daß die Seleukidenära vorrangig im Osten benutzt worden sei, die dort nachfolgenden Byzantiner aber niemals nach Christi Geburt, sondern nach Erschaffung der Welt datiert hätten, weil die Datierung von Jesu Geburt in Konstantinopel bis ins 14. Jh. umstritten blieb [Bickerman 74].

Einmal diese Einwendungen ungeachtet - wäre eine derartige Vertauschung prinzipiell möglich gewesen? Dazu ein Beispiel, das obendrein die genaue Verschränkung verschiedener Ären im Altertum verdeutlicht. Jener Censorinus, der als einziger - und das nota bene lang nach jeder pharaonischen Herrschaft - den Beginn einer Sothisperiode überliefert hat, erstellte für das Jahr +238, in dem sein Buch *De die natali* erschien, eine Synchronopse:

"Wenn ich nicht irre, ist nach Varros Rechnung dieses Jahr, das Bezeichnung und Namen nach dem **Konsulat** des V.C. Pius und Pontianus hat, das 1014. Jahr nach der ersten **Olympiade**, freilich von den Sommertagen ausgehend, an denen die Olympiaden gefeiert wurden; das 991. aber nach der **Gründung Roms**, ausgehend von den Parilien [21.4.], nach denen die römischen Jahre gezählt wurden; das 283. der **julianischen Jahre**, jedoch ausgehend von den Kalenden des Januar, mit denen Caesar das von ihm eingerichtete Jahr beginnen ließ; das 265. Jahr der **nach Augustus** benannten Jahre, ebenfalls vom 1. Januar ausgehend; [...] da einige unserer Autoren in ihren Schriften

die Jahre nach den Ägyptern so zählen, daß sie sie **Nabonassars Jahre** nennen, weil sie im ersten Jahr seiner Herrschaft beginnen, so ist danach dieses Jahr das 986.; gleiches gilt für die **Jahre Philipps**, die vom Tode Alexanders des Großen ab gezählt werden und sich bis zu diesem Jahr auf 562 Jahre belaufen" [Deißmann 20f; m. Hvhg.].

In diesem Jahr +238 wurde also u.a. nach zwei uns hier interessierenden Ären gerechnet, wobei wir berücksichtigen sollten, daß die Durchschnittsmenschen damaliger Zeiten kaum in Ären datiert und gedacht haben, sondern sich an den Regierungsjahren des jeweiligen Regenten orientierten; das Wissen um Ären und ihre Berechnung blieb den Gelehrten vorbehalten:

A·a·a·a·a·a·a·a·J 265 Jahre nach Augustus
P·p·p·p·p·p·p·p·p·p·p·p·p·J 562 Jahre nach Philipp

Die **Philippinische Ära** mit dem Startpunkt (= Epoche) 12.11.-324 ist benannt nach Philipp Arrhidaios. Als Epoche galt aber der Todestag seines Vorgängers, von Alexander d. Gr., der für uns - ohne Umrechnung durch alexandrinische Gelehrte [Deißmann 31; Bickerman 67] - auf den 13.6.-**323** fällt. Diese Zeitrechnung hieß im damaligen Sprachgebrauch auch **Ära nach dem Tode Alexanders**.

293 Jahre später, -30, eroberte Oktavian die ägyptische Stadt Alexandria und begründete damit seine Herrschaft. Als "Augustus" regierte er dann vom 16.1.-27 bis zu seinem Tod am 19.8. +14. Der Tag der Einnahme Alexandrias wurde als Epoche der **Ära des Augustus** gewählt, die auf dem 30.8.-**30** liegt. Sie ist keineswegs "etwas willkürlich angesetzt" [Brockhaus "Ära"], sondern: Mit diesem Sieg war Oktavian Augustus nicht nur faktisch Alleinherrscher und damit schon fast Augustus geworden, sondern er trat ideell die Nachfolge Alexanders an, dessen Grab in Alexandria verehrt (wenn auch später niemals gefunden) wurde. Diese Zeitrechnung wurde gern **Alexandrinische Ära** genannt; sie war "im Altertum die am weitesten verbreitete feste Ära, im Orient lange im Gebrauch" [Brockhaus "Ära"].

Damit haben wir zwei Ären, die sich von ihrer Benennung sehr, sehr nahe kommen. Man könnte sehr gut von den **beiden Alexanderären** sprechen. Die Differenz zwischen der *Ära nach Alexanders Tod* und der *Alexandrinischen Ära* beträgt nach heutiger Rechnung 293 Jahre und 74

Tage, nach antiker Rechnung 297 Jahre¹. Wenn ein fälschungswilliger Chronologe die Weltgeschichte aufspreizen wollte, um Zeit(en) für zusätzliche Ereignisse zu gewinnen, hätte es sich geradezu aufgedrängt, die beiden Alexanderären zu 'verwechseln' und somit eine Zeitspanne zwischen 293 und 297 Jahren zu gewinnen.

Ich habe bereits früher dargelegt, daß der oströmische Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos (905-959) der wahrscheinlichste Kandidat für die größte bislang bekanntgewordene Geschichtsfälschungsaktion ist. Er ließ die byzantinische Geschichte der letzten drei Jahrhunderte rückwirkend schreiben, legte selbst die offizielle Historie seiner Dynastie (ab 867) vor und ließ die antiken Schriften auszugsweise in der neuen griechischen Minuskel abschreiben, während die Originale vernichtet wurden [Illig 1992d].

Die geschichtsgebärende Fiktion kann so unter Konstantin VII. abgelaufen sein: Weil das Hl. Kreuz, das byzantinische, heilspendende "Palladion" den ungläubigen Persern am 22.5.614 in die Hände gefallen war, mußte ein Ereignis samt zugehöriger Zeit erfunden werden, in dem es zurückerobert worden sein konnte. Die doppelte Alexanderära machte eine Verwechslung und Vertauschung leicht, verlangte jedoch zwangsläufig das Hinzuerfinden von knapp 300 Jahren.

So geschah es: Kaiser Herakleios (reg. ab 610), der noch mit einem Bein in der realen Zeit stand, jagte nun 628 den Persern das Kreuz wieder ab, worauf es in vielen, allzuvielen Teilen über die Christenheit verteilt werden konnte und der neuerliche Raub durch die Araber (637) keine Tragödie mehr heraufzubeschwören brauchte [vgl Illig 1992d, 135ff].

Die Vertauschung der beiden Alexanderären ließ sich noch besser kaschieren, indem zwei weitere Zeitrechnungen kreierte wurden, die ebenfalls Alexander im Namen zitierten.

So sprachen die maßgeblichen, aus Alexandria stammenden Computisten vom **Alexandrinischen Kalender**, wenn sie den Julianischen Kalender meinten. Ein Unterschied bestand nur in den ägyptischen Monatsnamen und dem Jahresanfang im August [Ekrutt 82].

1. Diese etwas größere Zahl könnte allerdings von einem schlichten Druckfehler bei Deißmann, 20f, herrühren, wo 265 anstelle von korrekten 268 steht.

Zum zweiten trat auf geheimnisvolle Weise eine **Alexandrinische Weltära** in Gebrauch. Zunächst Panodoros und dann Anianos sollen sie vor 412 mit der Epoche 25.3.-**5493** erfunden haben. Doch seltsam:

"Diese alexandrinische Weltära kam bei den byzantinischen Geschichtsschreibern vom 7. Jahrhundert an stärker in Gebrauch" [Ginzel III 288f].

Die direkten Nachfolger des 5. und 6. Jhs. haben also überhaupt kein Interesse an dieser Berechnung gezeigt. Im 7. und 8. Jh. gab es jedoch ohnehin keine Geschichtsschreiber in Byzanz. Wann also ist sie erstmals benutzt worden?

Der Frage läßt sich mit einer weiteren Ära beikommen. Angeblich 691 taucht die erste Datierung nach der **Byzantinischen Ära** auf, deren Epoche 1.9.-**5509** nur 16 Jahre vor jener der Alexandrinischen liegt. Doch auch ihr Gebrauch wollte sich nicht recht einbürgern.

"Die byzantinische Ära griff übrigens im Gebrauche nicht gleich durch, da in ihrem Heimatlande bis ins 10. Jahrh. auch die alexandrinische vorkommt. Nach dem 7. und während des 8. Jahrh. verbreitete sich die Ära im Orient, und die Kaiser datierten danach ihre Erlasse, Privatpersonen ihre Urkunden" [Ginzel III 292].

Unser Blick wird also ganz zwangsläufig in jenes 10. Jh. gelenkt, in dem Konstantin VII. herrschte. Offenbar kam die Alexandrinische Ära unter ihm in Gebrauch, wurden von seinen Gelehrten die fiktiven Ereignisse des 7., 8. und 9. Jhs. gemäß dieser Alexandrinischen Ära datiert.

In deren Langzeitählung wurden nunmehr die beiden Alexanderären eingeklinkt. So öffneten sich planmäßig geschichtsfreie Zeiten im frühen Mittelalter. Wurden aber die beiden Ären in falschen Bezug zur Langära gesetzt, konnte es im früheren, realen Geschichtsablauf auch zu ereignislosen Zeiten oder auch zu Geschichtsüberlappungen kommen. Dafür gibt es ein markantes und bislang schlecht verstandenes Beispiel.

So genau wir die Epoche der **Rabbinische Zeitrechnung** kennen - den 7.10.-**3761**, 19 Uhr -, so unklar ist ihre Erfindung und Einführung. Stammt sie von Rabbi Hillel II. und aus dem Jahre 358 oder aus der Zeit um 500, wurde sie im 8., 10. oder 12. Jh. eingeführt [vgl. Illig 1991d, insb. 27]? Diese Ära, "spätestens im 4. Jh. konzipiert, aber erst im 12. Jahrhundert akzeptiert" [Borst 112], kollidiert mit der uns vertrauten Geschichtsschreibung. Denn sie liefert für markante Ereignisse der jüdischen Geschichte deutlich jüngere Daten:

| | |
|------------------------|------------------------------------|
| Erster Tempelbau | -833 statt -961 |
| Erste Tempelzerstörung | -423 statt -587 |
| Zweiter Tempelbau | -353 statt -519 |
| Tod Alexanders | -307 statt -323 [Illig 1991d, 28]. |

Diese Zeitdiskrepanzen resultieren, wie wir jetzt verstehen, aus der Synchronopse verschiedener Ären, die Vorgänger falsch in Bezug gesetzt hatten. Die Rabbinen verständigten sich wohl darauf, ihrer Rechnung in den Zeiten vor Alexander zu glauben. In der Zeit um seinen Tod mußten jedoch, denn jetzt wurde hellenistische 'Weltgeschichte' geschrieben, die divergierenden Zeitachsen mit Gewalt zusammengeführt wurden. Dieses brachiale Zusammenschieben könnte anderweitig Lücken gerissen haben. Dann wäre die "textlose 'Stille'" jüdischen Geistes von -400 bis -200 [Heinsohn 1991, 35f] schlichtes Resultat dieser Ärenklitterungen, die im Byzanz des 10. Jhs. ihren Ausgang nahmen.

Um schließlich und endlich die Übereinstimmung zwischen dem als fiktiv erachteten Zeitraum und der Zeitdifferenz zwischen den beiden antiken Alexanderären noch weiter zu treiben, soll auch der **astronomische Kanon** erwähnt werden, der als Grundlage für chronologische Berechnungen diente. Er enthielt die Herrschernamen der Babylonier seit Nabonassar, die der Perser, Makedonen und Römer und nannte dazu die Anzahl ihrer Regierungsjahre und ihre Datierung in der Ära Nabonassars, in der makedonischen und der römischen Ära. Er

"wurde von alexandrinischen Gelehrten begonnen und in der Folgezeit bis zum Jahr 911 n. Chr., d.h. bis in die Regierungszeit Papst Leos VI. fortgesetzt" [Deißmann 31].

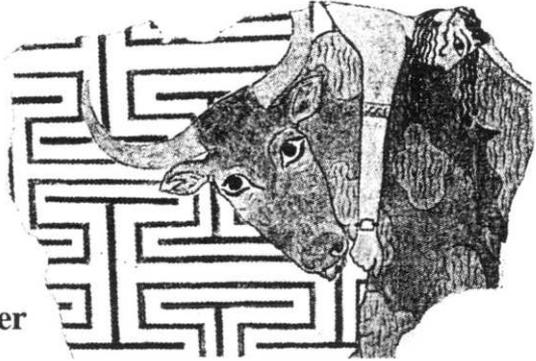
Dieses **Jahr 911** spielt bei meiner Rekonstruktion eine zentrale Rolle [1992c, 79]. In ihm endigt der fiktive Zeitraum, und bis zu diesem Rand realer Zeit mußten die Herrscherlisten über die erfundenen Zeiten hinweg herangeführt werden.

Literatur:

- Bickerman, E.J. (1980²): Chronology of the ancient world; London
 Borst, Arno (1990): Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas; Berlin
 Bresslau, Harry (1958³): Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien.
 Band 2; Berlin
 Buchner, Edmund (1982): Die Sonnenuhr des Augustus; Mainz

- Chauve-Bertrand, Abbé (1936): *La Question de Paques et du Calendrier*; Paris
- Coyne, G.V., S.J. / Hoskin, M.A. / Pedersen, O. (1983): *Gregorian Reform of the Calendar. Proceedings of the Vatican Conference to Commemorate Its 400th Anniversary 1582 - 1982*; Città del Vaticano
- Deißmann, Marieluise (1990): *Daten zur antiken Chronologie und Geschichte*; Stuttgart
- Ekrutt, Joachim (1972): *Der Kalender im Wandel der Zeiten. 5000 Jahre Zeitrechnung*; Stuttgart
- Ginzel, F.K. (1914): *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Das Zeitrechnungswesen der Völker. III. Band*; Leipzig
- Grotefend, H. (1891): *Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 1. Band*; Hannover
- Harvey, O.L. (1976): *Time Shaper : Day Counter. Dionysius and Scaliger*; Silver Spring
- Heinsohn, Gunnar (1988): *Die Sumerer gab es nicht*; Frankfurt/M.
- (1991): "Jüdische Geschichte und die Illig-Niemitzsche Verkürzung der christlichen Chronologie des Mittelalters"; *VFG III* (5) 35
 - (1993): "Astronomical Dating and Calendrics"; Vortrag am 6.6.93 auf dem 22. Jahrestreffen der *International Society for the comparative Study of Civilizations*, Universität Scranton, Pennsylvania
 - (1993a): Die Wiedereinsetzung des armenischen Volkes der Jahre 630 bis 330 v.u. Z. in sein urartäisches Erbe; Typoskript Bremen
- Heinsohn, G./ Illig, H. (1990): *Wann lebten die Pharaonen?*; Frankfurt/M.
- Illig, Heribert (1991a): "Die christliche Zeitrechnung ist zu lang"; in *VFG III* (1) 4
- (1991b): "Augustus auf dem Prüfstand. Ergänzungen zur Kritik an der gregorianischen Kalenderreform"; in *VFG III* (2) 43
 - (1991c): "Väter einer neuen Zeirechnung: Otto III. und Silvester II."; in *VFG III* (3-4) 69
 - (1991d): "Jüdische Chronologie. Dunkelzonen, Diskontinuitäten, Entstehungsgeschichte"; in *VFG III* (5) 21
 - (1992a): Der Meridian des Augustus. Die Sonnenuhr des Augustus war keine Stundenuhr; in *VFG IV* (2) 16
 - (1992b): "614 / 911. Europas direkter Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert"; in *VFG IV* (4-5) 79
 - (1992c): "Alles Null und richtig. Zum Verhältnis von arabischer und europäischer Kultur"; in *VFG IV* (4-5) 119
 - (1992d): "Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine 'beglaubigte' Fälschungsaktion und ihre Folgen"; in *VFG IV* (4-5) 132
- Klauser, Theodor (1957): *Reallexikon für Antike und Christentum. 3 Bände*; Stuttgart
- Maier, Hans (1991): *Die christliche Zeitrechnung*; Freiburg
- Marx, Christoph (1993): "Datieren vor der Gregorianischen Kalenderreform"; in vorliegendem *VFG*-Heft, S.38

- Newton, Robert R. (1972): *Medieval chronicles and the rotation of the earth*; Baltimore
- Newton, Robert R. (1977): *The Crime of Claudius Ptolemy*; Baltimore
- Pedersen, Olaf: *The Ecclesiastical Calendar and the Life of the Church*; in Coyne et al. 17-74
- Schütz, Michael (1990): "Zur Sonnenuhr des Augustus auf dem Marsfeld. Eine Auseinandersetzung mit E. Buchners Rekonstruktion und seiner Deutung der Ausgrabungsergebnisse, aus der Sicht eines Physikers"; in *Gymnasium* S. 432
- Waerden, Bartel Leendert van der (1988): *Die Astronomie der Griechen. Eine Einführung*; Darmstadt



Hyksos und Kreter

Auf dem 6. Ägyptologischen Weltkongreß in Turin stellte Prof. Dr. Manfred Bietak neue Funde aus der Hyksos-Zitadelle in Tell ed-Daba (Auaris?) vor. Dort am Ostrand des Nildeltas kamen minoische Fresken ans Licht, deren Glanzstück das berühmte Stierspringer-Motiv erkennen läßt. Seitdem kreist die Phantasie um kretische Anwesenheit auf ägyptischem Boden. So spekuliert etwa Malte Römer ["Eine kretische Prinzessin in Ägypten"; in *FAZ* vom 27.7.93] darüber, ob Angehörige der Minoer sogar zeitweise über Ägypten geherrscht haben könnten. Er weiß wie viele andere nicht, daß John Dayton schon 1978 postuliert hat, daß in den sechs mykenischen Schachtgräbern die sechs "großen Hyksos-Könige" lägen [*Minerals, Metals, Glazing & Man or Who was Sesostri I?*; London, S. 252, 305].

Für Bietak könnte der Hyksos-König der Schwiegersohn des kretischen Herrschers gewesen sein, der sich im ägyptischen Palast einige Gemächer minoisch ausmalen ließ. Nachdem keineswegs der gesamte Komplex in minoischem Stil entworfen ist, wird Heinsohns These, daß die Hyksos die Altakkader waren, durch diese Funde nicht widerlegt. Im Gegenteil: Die Altakkader brüsten sich in ihren Texten mit der Herrschaft über Ägypten wie über Kreta.

hi

Das Kalifat der Omaiaden

Manfred Zeller, Erlangen

Das omaijadische Kalifat von Damaskus hat die islamische Welt von 661 bis 750 regiert. Seine archäologischen Zeugnisse sind heute noch in großer Zahl vorhanden, darunter erst in neuerer Zeit wiederentdeckte, datierte Bauinschriften in Gebäuden, die unmittelbar nach dem Untergang des Kalifats verfielen, so daß eine spätere Fälschung ausgeschlossen scheint. Auch die datierten Münzen der Omaiadenzeit sprechen für die geschichtliche Evidenz. Da jedoch die islamische Welt eine eigene Zeitrechnung hat, könnte ihr Jahr 1 A.H. (konv. 622) - bei Streichung von ganzen Jahrhunderten in der europäischen Geschichte - vielleicht früher angesetzt werden, wie H. Illig bereits anhand der Forschungen von G. Lüling vorgeschlagen hat. Im folgenden soll untersucht werden, welche Datierungsmöglichkeiten die Kunstgeschichte des frühen Islams bereitstellt.

Die ersten Kalifen haben keine Bauwerke in Damaskus hinterlassen. Sie scheinen in einem byzantinischen Palast residiert zu haben, der nach dem archäologischen Befund aus dem 6. Jh. stammt. Archäologisch nachweisbar sind die Omaiaden in ihrem Stammgebiet erst seit der Zeit des Kalifen **Abd al-Malik** (reg. 685-705). Er hat das Arabische anstelle des Griechischen als Verwaltungssprache eingeführt und begann die Prägung eigener, arabisch beschrifteter Münzen. Unter seiner Regierung wurde auch der Felsendom in Jerusalem fertiggestellt. Die Baukunst der Omaiaden in Syrien und Palästina ist stark byzantinisch geprägt, was nach den geographischen und geschichtlichen Voraussetzungen kaum anders zu erwarten ist; es finden sich aber auch persisch-sassanidische Einflüsse, die merkwürdigerweise gegen Ende der omaijadischen Epoche, unter Kalif Hischam (reg. 724-743), immer stärker werden.

Omaijadische Münzen

Die wichtigste Reform Abd al-Maliks "betraf das Geld. In der ersten Zeit nach der Eroberung hatte man die byzantinischen und sassanidischen Münzen, die in Umlauf waren, benützt. Dann hatte man die Münzprägung wieder aufgenommen und dabei im ganzen die bisherigen Münzarten samt den Bildern übernommen. Es herrschte jedoch die größte Anarchie, was

Übersicht arabo-byzantinischer Münzen [nach Göbl]

- undat. 7. Jh. Imitation eines Solidus; avers zwei Kaiserbüsten frontal nach Vorbild von Münzen des Herakleios um 614, revers Stufenkreuz
- undat. 7. Jh. Imitation (40 Nummi); av. Kaiserbüste frontal, rev. Wertzahl M.
- undat. 7. Jh. Imitation (12 Nummi); av. Kaiserbüste frontal, rev. Wertzahl r / l
- 685-905 Fels (Follis) des Kalifen Abd al-Malik; av. frontal stehender Kalif rev. "Phi" auf Stufen nach Vorbild des byzantin. Stufenkreuzes

Übersicht der Münzen omajjadischer Gouverneure im Iran [nach Göbl]

- Reg.j. 20 = 651 Dirhem, anonym; avers Bildnis Jesdegerds III., revers Feueraltar
- Jahr 30 (?) Dirhem, anonym; avers Bildnis Chosraus II., revers Feueraltar
- 54 A.H. = 673 Dirhem des Ziyad ibn Abi Sufyan; avers Bildnis Chosraus II., revers Feueraltar
- 60 A.H. = 679 Dirhem des Ubaidallah ibn Ziyad; avers dito, rev. Feueraltar
- 83 A.H. = 702 Dirham des al-Haddschadsch ibn Yusuf; av. dito, rev. Feueraltar
- 84 A.H. = 703 Dirham des Yazid ibn al-Muhallab, angelehnt an sassanid. Typus

Übersicht der Münzen aus der Regierungszeit des Kalifen Abd al-Malik

- undat. 691-93 Dinar des Abd al-Malik, Syrien, nach Vorbild eines Solidus des Herakleios; av. drei Herrschergestalten, rev. senkrechter, mit Kugel bekrönter Schaft
- 73 A.H. = 692/3 Dirham des Gouverneurs Bischr Ibn Marwan, Aserbaidshan(?); av. Bildnis Chosraus II., rev. betender Kalif zwischen 2 Personen
- undat. 694-97 Dirham des Abd al-Malik, Syrien; av. Brustbild ähnl. Chosraus II., revers Mihrab
- 77 A.H. = 696/7 Dinar des Abd al-Malik, Syrien, nach Vorbild einer Münze Justinians II.; av. Kalif im Gewand eines kriegerischen Beduinenhäuptlings, rev. senkrechter, mit Kugel bekrönter Schaft
- 77 A.H. = 696/7 Dinar des Abd al-Malik, Syrien; av. Glaubensbekenntnis, avers und revers am Rand Koranverse
- 77 A.H. = 696/7 Dirham des Gouverneurs al-Haddschadsch, Bischapur; avers Bildnis Chosraus II.
- 79 A.H. = 698/9 Dirham, Damaskus, nur Inschriften
- 84 A.H. = 703 Dirham des Gouverneurs Jasid Ibn al-Muhallab, al-Dschusdschan, Inschriften in Arabisch, Persisch und Hephtalitisch; av. Kopfbild im sassan. Stil, rev. bewaffneter Krieger im Kettenpanzer

[nach Sourdel-Thomine].

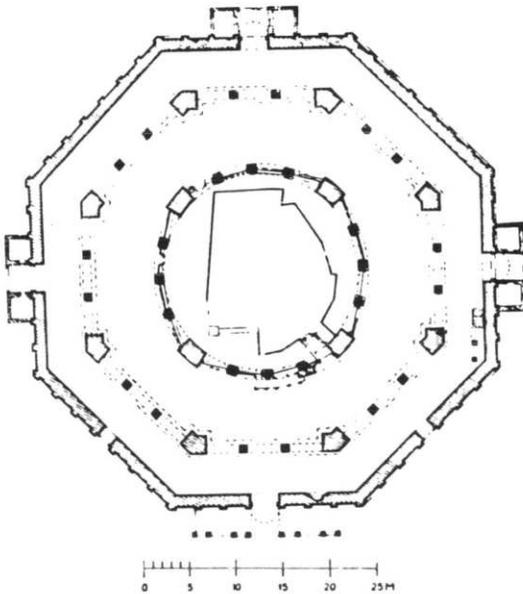
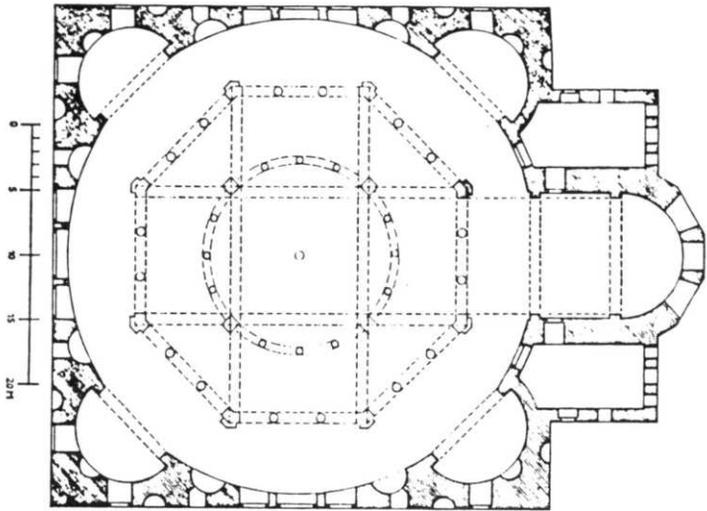
den Wert der in Umlauf befindlichen Sorten betraf. Abd al-Maliks Bemühen richtete sich auf drei Punkte: Vereinheitlichung, Islamisierung und Arabisierung. Er schuf eine einzige Goldmünze, den *dinar*, mit einem Gewicht von 4,25 Gramm [...] und eine Silbermünze, den *dirham*, im Gewicht von sieben Zehntel der vorangenannten Einheit" [Cahen 42]. Bemerkenswert sind die Münzen mit Koransprüchen anstelle von Bilddarstellungen. Sie wurden seit dem Jahre 77 A.H. (=696/97) geprägt (fast alle omaijadischen Münzen tragen eine Jahreszahl).

Man muß sich wundern, daß das neue islamische Reich erst so spät in der Lage war, den wichtigsten Hoheitsakt, nämlich die Herausgabe eigener Münzen, auszuüben. Sollte Damaskus tatsächlich erst unter Abd al-Malik von Byzanz unabhängig geworden sein? Eine weitere Merkwürdigkeit ist die lange Beibehaltung von unislamischen Symbolen auf den Münzen. So zeigen die Münzen omaijadischer Gouverneure im Iran das Bild eines persischen Königs, meist Chosraus II., auf der Vorderseite und einen zarathustrischen Feueraltar auf der Rückseite.

Die Baukunst im Kalifat der Omaijaden

Bei den Moscheebauten aus der Zeit der Omaijaden und ihrer orthodoxen Vorgänger läßt sich eine **Übereinstimmung zwischen den überlieferten Baudaten und einer folgerichtigen architektonischen Entwicklung** feststellen. Schon 638 soll mit dem Bau der Großen Moscheen von Kufa und Wasit im Südirak begonnen worden sein, beides Hof- oder Lagermoscheen, die nach fast gleichen Plänen erbaut wurden. Während die Moschee von **Kufa** nur nach der literarischen Beschreibung bekannt ist, konnte die Moschee von **Wasit** 1942 freigelegt werden. Kufa soll schon 670 einen Neubau erhalten haben. Die Moscheen des 7. Jhs. hatten noch keine Gebetsnische, den Mihrab.

Soweit byzantinische Einflüsse auf die Bauausführung und den Bau Schmuck konkret einem Vorbild zugewiesen werden können, ist der zeitliche Abstand auffallend groß. "Der **Felsendom von Jerusalem** ist das älteste islamische Bauwerk, das noch heute seiner ursprünglichen Funktion dient. [...] Die Innenausstattung ist weitgehend original erhalten. Die Sockelzonen der Wände sind mit kostbaren Steinplatten verkleidet. Die Wandflächen über den Arkaden bedecken prächtige Goldmosaiken. Selbst



Oben: Grundriß der Kathedrale von Bosra; 512/3
 Unten: Grundriß des Felsendoms in Jerusalem; konv. 691/2

die Stützbalken tragen noch ihre ursprüngliche Bronzeverkleidung mit der antiken Musterung von gereihten Palmetten, Akanthusblatt- und Weinranken. Im Felsendom finden sich zum ersten Male an einem islamischen Bau auch als Dekor wirkende Inschriften in einem kräftigen kufischen Schriftduktus. [...] Die Inschriften nennen auch das Jahr der Vollendung des Baues und zwar 72 A.H. (= 691/92). [...] **In Plan und Aufbau lehnte sich der Felsendom an christliche Vorbilder an.** [...] Der innere Aufbau des Felsendoms ist von einer ganzen Reihe spätantiker Bauten abhängig. Am nächsten kommt ihm die **Kathedrale von Bosra** [dat. 512/13] in Syrien" [Enderlein 21f; hier und im folgenden Hvhg. durch M.Z.]. (Im 12. Jh. wird die Himmelfahrtskirche von den Kreuzfahrern nach dem Vorbild des Felsendoms neuerrichtet.)

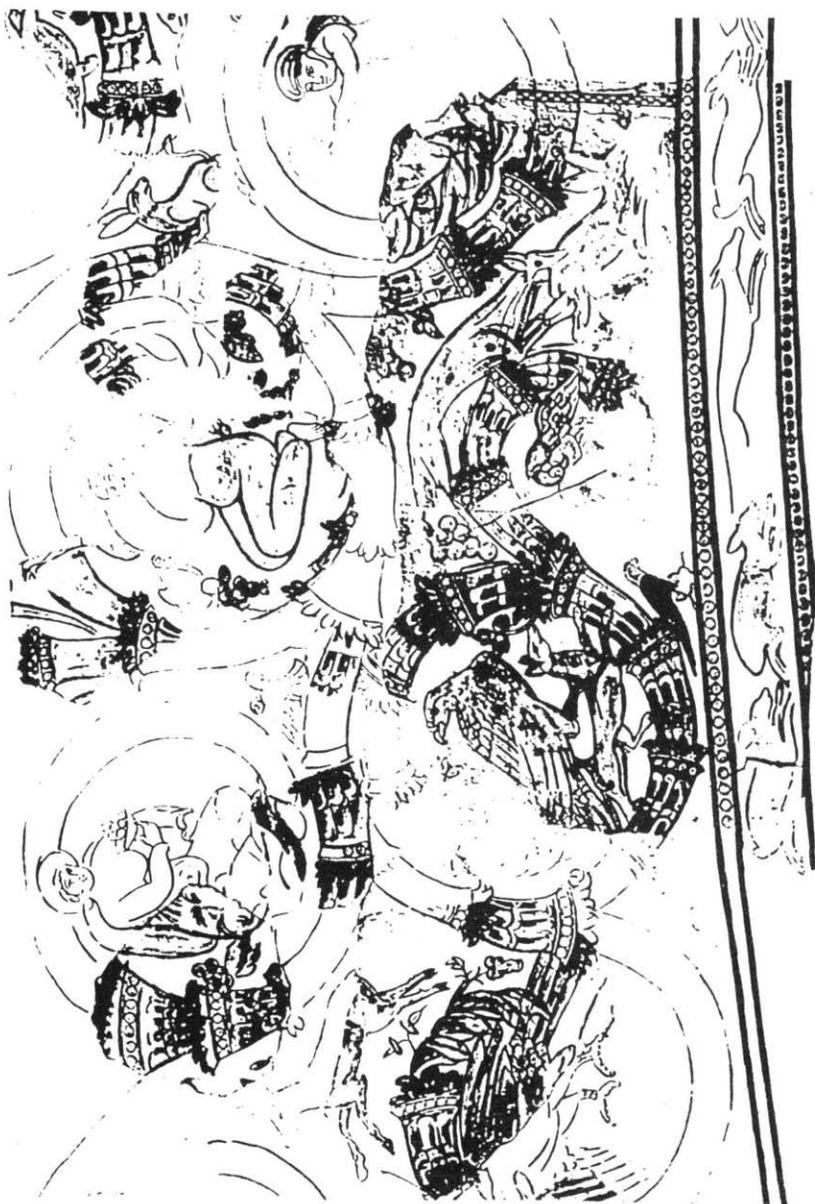
Die große **Moschee von Damaskus** (erb. 706-15), an der 200 vom byzantinischen Kaiser (wahrscheinlich Justinian II., 2. Reg.zeit 705-711) entsandte griechische Handwerker mitgewirkt haben sollen und für deren Bau Säulen und Kapitelle aus antiken Bauten wiederverwendet wurden, war die erste Moschee mit Bogenwänden, die größere Säulenabstände ermöglichten. "Die Moschee von Damaskus hat auf spätere Moscheebauten vorbildhaft gewirkt. Am nächsten stehen ihr die nur wenig jüngeren Umayyaden-Moscheen von Aleppo und Bosra in Syrien" [Enderlein 28]. Warum haben die vom Kaiser entsandten Handwerker keine vergleichbaren Bauwerke im byzantinischen Reich hinterlassen? Wo haben sie ihr Handwerk erlernt?

"Abgesehen von den kostbaren Steinverkleidungen sind die **Wandmosaiken im Felsendom von Jerusalem** und der großen Moschee von Damaskus von atemberaubender Pracht. Im Felsendom zeigen die Mosaiken auf der Mehrzahl der Flächen ein naturfernes Akanthusrankenwerk vor goldenem Grund." Teilweise werden dabei Anordnungen verwendet, "wie sie **aus dem sassanidisch-iranischen Formenschatz** bekannt sind." Auch werden byzantinische und sassanidische Kronen als Schmuckelemente verwendet. In Damaskus stehen Landschaftsbilder im Vordergrund, aber "es ist eine stumme Welt, die hier dargestellt wird. Kein Vogel wiegt sich in den Zweigen der Bäume, kein Fisch tummelt sich in dem bewegten Wasser. In der Großen Moschee von Damaskus hat man das Bilderverbot befolgt. [...] Die einzelnen Häusergruppen erinnern an die **Städtedarstellungen auf spätantiken Mosaiken**" [Enderlein 36-39].

Eine bemerkenswerte Gruppe von Baudenkmalern sind die sogenannten **Wüstenschlösser** aus der 1. Hälfte des 8. Jhs. "Weltlichen Charakter tragen die Malereien und Skulpturen in den Schlössern. Zum Zeitpunkt ihrer Entdeckung konnte man die gefundenen figürlichen Darstellungen mit den landläufigen Vorstellungen von der Bilderfeindlichkeit der islamischen Kunst so wenig in Einklang bringen, daß man sie **nur zögernd überhaupt als Kunstwerke der islamischen Epoche akzeptierte**. Die reichste Ausschmückung durch Wandmalereien birgt das kleine Badeschlößchen Qusair Amra in Jordanien. Nach der [...] Reinigung können die Malereien in ihrer ganzen Vielfalt bewundert werden. In der Empfangshalle stand der Besucher dem Bild eines thronenden Herrschers gegenüber. Er saß wie ein römischer Kaiser auf einem Pfautenthron, wurde von Soldaten flankiert, zu seinen Füßen wogte das Meer, sein Haupt ragte in den von Vögeln belebten Himmel. Die Rolle des Fürsten der Gläubigen als Weltherrscher unterstrich die Darstellung von sechs Kaisern und Königen, die ihm huldigen. Vier von ihnen sind durch die erhaltene schriftliche Bezeichnung eindeutig identifizierbar. Es sind der Kaiser von Byzanz, der Großkönig Chosrau [II.], König Roderich von Spanien und der Negus von Abessinien. Die übrigen Wandflächen der Halle sind mit Bade- und Tanzszenen, mit Jagd- und Sportdarstellungen bedeckt. In den eigentlichen Baderäumen sind **Tiere in einem geradezu antik wirkenden Stil** von großer Lebendigkeit, sicherer Zeichnung und feiner Farbigkeit wiedergegeben" [Enderlein 39f].

Wie kommt der Großkönig Chosrau II. auf dieses Wandbild, wenn er doch schon seit gut 100 Jahren tot war? Und wie gelang es den islamischen (?) Künstlern, die spätantike Malerei im 8. Jh. so perfekt nachzuahmen?

"Eine eigenartige Stellung zwischen Mosaik und Wandmalerei nehmen die beiden **Fußbodenmalereien** aus dem Schlößchen Qasr al-Hair al-gharbi ein. In ihrer thematischen und formalen Verschiedenheit sind sie typisch für den uneinheitlichen Charakter der umajjadischen Kunst. Auf dem einen, dem **byzantinisch orientierten Bodenfeld** ist die Büste einer Fruchtbarkeitsgottheit in einem Perlkreis dargestellt. [...] Auf der zweiten Fußbodenmalerei folgt die Darstellung von **sassanidischen Vorbildern**. Das Bildfeld ist horizontal in drei Zonen gegliedert. In der oberen stehen in einer Doppelbogenarkade [...] ein Musikant und eine Musikantin. [...] Auf dem Mittelteil des Bildes verfolgt ein Bogenschütze auf seinem Pferd galoppierend eine Gazelle, während ein zweites Tier bereits erlegt ist. [...]



Wandmalerei aus Samarra, Palast Gausaq al Haqani, Harem, 836-839
Sassanidisch beeinflusste Malerei, fast 200 Jahre nach dem Sassaniden-Ende

Die **Abhängigkeit von sassanidischen Vorbildern** umfaßt sowohl die Komposition als auch Details der Darstellung wie die Kleidung der Dargestellten oder die Zäumung des Pferdes. Die Gliederung der beiden oberen Hälften erinnert an das große Relief in der Hauptgrotte des Taq-i-Bustan bei Kermanschahan in Iran, entstanden **um 600** unter Chosrau II. [...] Die musikalische Begleitung der Jagd erinnert an die vielfigurigen Jagdreliefs von Taq-i-Bustan, auf denen der jagende Großkönig von ganzen Musikkapellen begleitet wird. Die beiden Musikanten sind mit frontalem Oberkörper und mit ins Profil gedrehten Füßen dargestellt. Diese eigenartige Haltung zeigen auch Musikantinnen auf einer sassanidischen Silberschale. Der bogenschießende Reiter mit den vom Diadem und vom Gürtel nach hinten flatternden Bändern erinnert an die **Darstellungen sassanidischer Großkönige** auf den silbernen Jagdschalen" [Enderlein 41f].

Die Parallelen gehen noch weiter, aber wir haben genug gehört! Eine **sassanidische Malerei** par excellence - rund 100 Jahre nach der letzten glanzvollen Epoche unter Chosrau II., der in den Jahren 611 bis 619 ganz Syrien, Palästina und Ägypten erobert hat!

"Die **Kunst des Mosaiks** beschränkte sich in den Schlössern auf die Verkleidung der Fußböden. [...] Die Musterung der Mosaiken in allen drei Schlössern [*Chirbat Minya*, *Chirbat al-Mafdschar* und *Qusair Amra*] ist verhältnismäßig einheitlich. Das Mittelfeld füllen Rauten in versetzter Reihung oder Flechtbandwerk unterschiedlichster Musterung, mitunter mäanderartig geführt. [...] Die Flechtbandmuster der Mosaiken erscheinen in identischer Zeichnung auf den Stuckverkleidungen der Wände und im Gitterwerk der Fenster. Sie sind **in der spätantiken Mosaikkunst seit dem 6. Jahrhundert nachweisbar**, werden aber erst in frühislamischer Zeit zu Hauptmustern des Mittelfeldes" [Enderlein 43].

"Drei der Schlösser bergen in größerem Umfang **Skulpturenschmuck**, und zwar *Qasr al-Hair al-gharbi*, *Chirbat al-Mafdschar* und *Mschatta*. Die beiden ersteren werden in die Regierungszeit des Kalifen Hisham datiert [reg. 724-43]. *Mschatta*, dessen Ausstattung unvollendet geblieben ist, gilt als der jüngste der drei Bauten und soll unter al-Walid II. [reg. 743-44] entstanden sein.

"In *Qasr al-Hair al-gharbi* bestand der Skulpturenschmuck aus geschnittenem Stuck. [...] Vermutlich über dem Portal war der Kalif selbst

dargestellt. **Er ist in der Gewandung eines sassanidischen Großkönigs mit einer Flügelkrone auf dem Haupt wiedergegeben.** Die frontale Haltung mit leicht nach außen gewinkelten Beinen, womit eine Sitzstellung angedeutet werden soll, entspricht exakt sassanidischen Vorbildern. Im Schloß gab es ein zweites Abbild des Kalifen. Diesmal war er **thronend wie ein römischer Kaiser** dargestellt. [...] In Chirbat al-Mafdschar erblickte der Besucher über dem Portal zur Festhalle die Statue des Kalifen. Der Kalif stand auf einem Sockel, den zwei Löwen bildeten. [...] Der Kopf ist dem Besucher zugewandt, der Blick, durch tiefe Bohrungen angedeutet, starr geradeaus gerichtet. Auch dieser Typus der Darstellung geht auf **sassanidische Vorbilder** zurück. Dasselbe gilt für die Reliefs von Flügelpferden, gereihten Widdern und Vögeln, die im Thronraum das Gewölbe zu tragen scheinen" [Enderlein 44f].

Der Byzantinist und Seidenstraßenforscher Haussig stellt zu dieser Statue fest, daß der vermeintliche Kalif wie ein türkischer Fürst aus Zentralasien gekleidet und auch seine Haar- und Barttracht türkisch sei [Haussig 66]. Eine vergleichbare Reliefdarstellung aus China wird in die Mitte des 6. Jhs. datiert.

Weitere **Rundplastiken** fanden sich in den Baderäumen, z.B. Karyatiden, die die Kuppel des Hauptraumes trugen, und üppige Frauen mit entblößten Brüsten, die in Wandnischen aufgestellt waren. Auch in **Mschatta** wurden viele Skulpturenfragmente gefunden. Es konnten zwei Frauenstatuen rekonstruiert werden, die bis auf das über die Hüften herabgesunkene Gewand völlig nackt waren. "Den eigentlichen Reichtum von Mschatta bildete aber die mit Reliefs geschmückte Fassade am Eingang des Palastes [...] Über die Tortürme und über die anschließende Wand bis zu den nächsten Türmen [...] zieht sich [...] ein Zickzackband von gereihten Akanthusblättern. In den dadurch entstehenden [...] Dreiecken sitzen Sechspaß und Achteckrosetten, die ebenfalls aus Akanthusblättern gebildet werden. Die eigentliche Oberfläche der Wand wird vom Rankenwerk kräftiger Weinstöcke gebildet. Das Rankenwerk ist auf der linken Fassadenhälfte von Tieren und Fabelwesen belebt. [...] Am rechten Torturm und der angrenzenden Wand wird völlig auf die Darstellung von Lebewesen verzichtet. [...] Die Beschränkung des Dekors auf die Darstellung von Pflanzenranken wie auf der Fassade von Mschatta war eine der Voraussetzungen für die Entwicklung eines spezifisch islamischen Ornaments. Sie mündete in der naturfernen Gabelblattranke, der **Arabeske**" [Enderlein 46f].

Die Tierdarstellungen sind symbolisch zu verstehen, z.B. Brunnen, aus denen Tiere trinken und zu deren Seiten Weinstöcke wachsen. "Das alles erinnert an das uralte Motiv des Lebensbaumes, des Wassers des Lebens und damit an Paradiesdarstellungen. Sollten sie auch in der frühislamischen Kunst von Bedeutung gewesen sein, so waren sie **von der christlichen Kunst übernommen**. [...] Auf einem der Dreiecke ist die Übernahme aus dem christlichen Bereich offensichtlich. Auf dem Dreieck neben dem linken Torturm trinken Löwe und Rind gemeinsam aus einem Becken" [Enderlein 49].

Die Omaiaden in Spanien

Nach dem Sieg der Abbasiden gelang dem überlebenden Omaiaden Abd ar-Rahman die Flucht nach Spanien, wo er 756 das Emirat von Córdoba gründen konnte, das sein Nachfahr Abd ar-Rahman III. 929 zum Kalifat erhob. Abd ar-Rahman I. begann 785/86 mit dem 1. Bau der Großen Moschee von Córdoba, wobei reichlich antike Säulen und Kapitelle wiederverwendet wurden. Vom Gründungsbau ist eine Portalfassade an der Westseite erhalten. Bemerkenswert sind der Hufeisenbogen mit Tympanon über der Tür, rechts und links daneben ein tief eingeschnittenes rechteckiges Relief, vor dessen Grund ein Zinnenmotiv erscheint, das an der Stirnseite mit Ranken aus verschiedenen Blattelementen und Palmetten geschmückt ist. "Zinnen dieser Form stammen **aus dem vorislamischen Syrien** und finden sich auch in Chirbat al-Mafdschar." Unter der Mauerkrone mit einem darüber verlaufenden Kranz aus vierstufigen Zinnen springt ein Gesims vor, getragen von neun Kragsteinen, deren Profil zusammengerollten Blättern gleicht. "Die Struktur dieser Portalfassade, die lange Zeit für Córdoba vorbildlich blieb, ist der omayyadischen und frühabbasidischen Architektur des Nahen Ostens verpflichtet, etwa der in Raqqa und Uchaidir [...] Kragsteine finden sich schon in Qasr al-Hair asch-scharqi" [Sourdel-Thomine 193].

Man könnte jetzt eine zügige Weiterentwicklung der Baukunst erwarten, doch an der von al-Hakam II. 965 neuerrichteten Mihrab-Fassade finden sich vier Dekorplatten mit Reliefranken, von denen füllende Halbpalmetten und Weinblätter ausgehen. "Im Mittelfeld erscheint ein Pflanzenmotiv, das Erinnerungen an den Lebensbaum des alten Orients und der frühchristlichen Kunst weckt. [...] Die Thematik solcher Ornamente findet

Übersicht der Moscheebauten (konventionell datiert)

- 634 Gründung der Großen Moscheen in Basra und Kufa, Irak
642 Gründung der Amr-Moschee in Fustat (Kairo)
670 Zweiter Bau der Großen Moschee von Kufa
683 Wiederaufbau der Kaaba in Mekka nach einem Brand
691/92 Fertigstellung des Felsendoms von Jerusalem
702 Beginn des Baus der Großen Moschee von Wasit, Irak
706-15 Bau der Großen Moschee von Damaskus
707-09 Neubau der Großen Moschee von Medina, Hedschas, erste gewölbte Mihrabnische
715-17 Bau der Omaidjenmoschee von Aleppo, Syrien
um 715 Baubeginn der Moschee al-Aksa in Jerusalem
717-20 Bau der Omaidjenmoschee von Bosra, Syrien
724-28(?) Bau des Minaretts der Großen Moschee von Kairuan, Tunesien
785/86 Baubeginn der Großen Moschee von Córdoba (Abd ar-Rahman I.)
793/79 Errichtung des Minaretts (Hischam I.)
848-55 Erste Erweiterung des Betsaals (Abd ar-Rahman II. u. Muhammed I.)
951/52 Neubau des Minaretts, Vergrößerung des Hofes und Verstärkung der Hoffassade (Abd ar-Rahman III.)
961-66 Zweite Erweiterung des Betsaales und des Hofes, Neubau der Qibla-Wand (al-Hakam II.)

Übersicht omajjadischer Palastbauten (konventionell datiert)

- um 705-15 Bau des Palastes von Usais, 110 km östl. von Damaskus
um 705-15 Bau des Palastes Chirbat al-Minya am See Genezareth
um 715 Beginn des Baus der Stadt Andschar (Libanon)
um 720-24 Bau des Palastes von al-Muwaqqar (Jordanien), Zisterne auf 104 A.H. = 722/23 dat.
um 724-43 Bau des Badeschlößchens Qusair Amra, 70 km östl. von Amman
um 724-43 Bau des Palastes Qasr al-Hair al-gharbi
um 724-43 Bau des Palastes und der Stadt Qasr al-Hair asch-scharqi
um 740-44 Bau des Palastes Chirbat al-Mafdschar nahe Jericho
um 743-44 Bau des Palastes Qasr al-Mschatta, 35 km südl. Amman, unvollendet
936 Gründung der Palaststadt Medina Azzahra östl. von Córdoba
978-80 Bau der Palaststadt Madinat az-Zahira westl. von Córdoba

sich bereits in Dekorationen der Omayyaden des Nahen Ostens. Für ihre Kompliziertheit wie für das Bemühen, eine Fläche möglichst vollständig zu füllen, könnte auf Mschatta verwiesen werden; dort findet sich auch das senkrecht eingeschnittene Relief" [Sourdel-Thomine 198].

Es scheint, als ob in den 220 Jahren seit 744, als Mschatta in Syrien entstand, nur wenige Jahre vergangen seien! Sollten die drei Abd ar-Rahmans, die nach der Überlieferung an der Großen Moschee gebaut hatten, nur ein einziger gewesen sein?

Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

Insgesamt gesehen ergibt sich das folgende Bild: Die omaijadische Baukunst in Syrien und Palästina - datiert in eine für Europa als fiktiv erkannte Epoche - kopiert zunächst Byzantinisches aus dem 5. und 6. Jh. und gestaltet es in ihrem Sinne um. Um 673 werden von Statthaltern in ehemals persischen Gebieten Münzen mit dem Bildnis Chosraus II. geprägt, der von 591 bis 628 regierte. Gleichzeitig beginnen sich sassanidische Einflüsse in der omaijadischen Kunst auszuwirken. Unter der Regierung Hischams wird der sassanidische Einfluß so massiv, daß man die Beschäftigung persischer Handwerker annehmen muß. Gleichzeitig ist türkischer Einfluß in der Tracht und Kleidung festzustellen. Nach dem Untergang der Omaijaden in Syrien wird ihre Kunst in Spanien, angereichert durch einheimische Elemente, konserviert. Doch erst nach 960 werden Reliefs hergestellt, die sich von Mschatta (um 744) herleiten lassen und nur wenig weiterentwickelt sind.

Es wurde von H. Illig vorgeschlagen, 296 Jahre aus der europäischen Geschichte des Frühmittelalters zu streichen, indem in Mittel- und Westeuropa direkt vom Jahr 614 zum Jahr 911 gesprungen wird [Illig 1991b]. Was bedeutet dies für die frühislamische Epoche der orthodoxen Kalifen und der Omaijaden vor 750?

Illig hat auch vorgeschlagen, das Entstehen des Islam in die Zeit vor 600 zu datieren [Illig 1992a, 39]. Es ist unmöglich, die islamische Zeitrechnung im ganzen einfach 296 Jahre weiter in der Vergangenheit beginnen zu lassen, da dies die starken Einflüsse der oströmischen Kunst des 6. Jhs. sowie die spätsassanidischen Elemente aus der Zeit um 600 verbieten,

die sich bei der Entstehung und Vervollkommnung der omaijadischen Kunst nachweisen lassen. Die Beispiele für datierte Fundstücke (Münzen, Bauinschriften) machen eine Manipulation extrem unwahrscheinlich. Warum sollte ein späterer Fälscher byzantinische und sassanidische Münzen nachahmen? (Eine Fälschung könnte eher bei der Serie der bilderlosen Münzen angenommen werden, die vielleicht etwas vortäuschen sollen, was es nach dem Befund der Wüstenschlösser nie gab.) Es erscheint also ratsam, die omaijadische Zeitrechnung zunächst beizubehalten. Sie wäre dann erst später durch den Einschub fiktiver Jahre mit der heute noch gültigen islamischen Rechnung des mittelalterlichen Kalifats von Bagdad verbunden worden. Wie die entstanden ist, kann hier nicht entschieden werden.

Die omaijadischen Münzen und die iranischen Kunsteinflüsse weisen den Weg zur Lösung des Problems. Seit dem Jahr 54 A.H. (= 673) gibt es Münzen mit dem Bildnis Chosraus II. (reg. 591-628). Das heißt, **die omaijadische Epoche kann um maximal 82 Jahre verschoben werden**. Die Regierungszeit von Abd al-Malik (konv. 685-705) kann auf frühestens 607-627 angesetzt werden. Abd al-Malik hat auch Münzen des Kaisers Herakleios kopiert, die frühestens 610 (eher 611) geprägt worden sein können. Damit setzt die Numismatik eine ziemlich genaue Grenze für die Verschiebung der frühislamischen Epoche. Es gilt:

673 (omaijadisch) \geq (frühestens) 591 (spätantik)

693 (omaijadisch) \geq (frühestens) 611 (spätantik)

Die persische Eroberung von Damaskus im Jahre 613, der im nächsten Jahr die Einnahme von Jerusalem folgte, bewirkte den immer stärker werdenden sassanidischen Einfluß auf die omaijadische Baukunst. Der Höhepunkt des iranischen Einflusses unter Kalif Hischam (reg. 724-43) fällt sogar überwiegend, vielleicht ganz, in die nachsassanidische Epoche (nach 651).

Doch stimmt das Jahr 651 überhaupt? Die Sassaniden könnten schon etwas früher untergegangen sein, denn die Endphase des Sassanidenreiches fällt bereits in die - für Europa - fiktive Zeit. Doch die sassanidischen Münzen sind seit etwa 500 nach den Regierungsjahren der jeweiligen Könige datiert [nach Göbl], ein Rechenfehler sollte also sehr gering sein. Die Gesamtzahl der überflüssigen Jahre muß im Orient dieselbe wie in Europa sein, wenn die Schnittstelle auch etwas anders liegen kann. 651

(spätantik) entspricht bei Annahme von 296 fiktiven Jahren dem Jahr 947 (mittelalterliche Rechnung).

Um 945 befand sich das Kalifat von Bagdad wie vor 651 das Sassanidenreich im Zustand der Agonie. Im Jahr 945 etablierten sich zwei unabhängige Dynastien, in Bagdad die iranisch-schiitischen **Bujiden** und in Aleppo die sunnitischen **Hamdaniden** aus Mossul, die beide das entmachtete Kalifat von Bagdad nominell anerkannten, um ihrerseits von ihm legitimiert zu werden. Die Omaijadien haben den Untergang des Sassanidenreiches nicht lange überlebt; nach dem Tode Hischams begannen sie, sich gegenseitig zu zerfleischen. Und der letzte Kalif Marwan II. (reg. 745-750) verlegte seine Residenz nach **Harran**, weil er sich in Damaskus nicht mehr sicher fühlte. Harran gehörte seit 945 zum Machtbereich der Hamdaniden, die in Bagdad von den Bujiden ausgebootet worden waren, also im Gegensatz zur neuen Macht im Iran standen. Der Hamdanide Saif ad-Daula (reg. 945-967) verteidigte die kleinasiatische Grenze erfolgreich gegen Byzanz.

Nach seinem Tode gelang den Byzantinern jedoch die Wiedereroberung von Nord-Syrien und Westkurdistan: Edessa (Urfa) 968, Antiochia und Aleppo 969, Amida (Diyarbakir), Martyropolis und Nisibis (Nusaybin) 972, Konsolidierung der Operationsbasis in Nordsyrien 974, Emesa (Homs) und Baalbek 975. Noch im selben Jahr **ergab sich Damaskus und erkannte die Oberherrschaft des Kaisers Johannes Tzimiskes (reg. 969-976) an**. Der gewaltige Siegeszug endete nach der Eroberung von Galiläa (Nazareth, Tiberias, Akkon, Kaisaraia), weil der Kaiser die Konsolidierung des Erreichten (Eroberung von Sidon und Beirut) einem Zug nach Jerusalem vorzog.

Sollte die Flucht Marwans aus Harran durch diese Ereignisse ausgelöst worden sein? Sehr wahrscheinlich. Harran liegt nur etwa 25 km südöstlich von Edessa, das schon **968** an die Byzantiner gefallen war. In diesem Jahr wurde auch das Schwert Mohammeds erobert. Sollte sich das nicht im Besitz des Kalifen befunden haben? Es war sicher kein Zufall, daß der erste Vorstoß der Byzantiner gegen Edessa ging. Marwan II. flüchtete nach Ägypten, wo er nach konventioneller Historiographie von den abbasidischen Häschern ermordet wurde. Tatsächlich wurde Ägypten im Jahre 969 durch die Fatimiden aus Tunesien erobert, so daß Marwan keinen Ausweg mehr hatte. Mit diesen Überlegungen ergibt sich die folgende Gleichung:

750 (omaijadisch) ≤ (spätestens) 968 (mittelalterlich/heutige Rechnung)

Wie lassen sich nun die Omaijsaden in die Geschichte des 6. Jhs. einfügen? Die Gebiete am Rand der arabischen Wüste wurden von den arabischen **Ghassaniden** beherrscht, die ihre Residenz in **Bosra** (Südsyrien) hatten. Sie hatten das monophysitische Christentum angenommen und waren seit 502 Vasallen von Ostrom. Ihre bekanntesten Herrscher waren al-Harith (oder Aretas, reg. 529-69) und Mundhir (reg. 569-582). Bei byzantinischen Historikern galten sie als unzuverlässige Verbündete, weil sie lieber eigenen Interessen folgten. So wurde das Gebiet 582 der direkten byzantinischen Verwaltung unterstellt. Muawija war zunächst Gouverneur von Damaskus und beanspruchte seit 660 das Amt des Kalifen. 661 war er allgemein anerkannt, also nach der hier vorgeschlagenen Rechnung frühestens 579, tatsächlich jedoch kaum früher als 583. Damit ist die omaijadische Epoche in einer sinnvollen Weise an die Spätantike angeschlossen. Es gilt also

661 (omaijadisch) \geq (frühestens) 583 (spätantik)

Wenn man alle Zahlen aus den obigen Ungleichungen zusammenfaßt, ergeben sich exakte Gleichungen, denn es gibt keinen Spielraum mehr. Die Omaijsaden liegen **genau 78 Jahre** näher zur Antike. Als Resultat dieser Gleichungen ergibt sich auch, daß **zwischen Antike und Mittelalter genau 296 Jahre** zu streichen sind. Damit bestätigt sich die Zahl, die H. Illig aus der fränkischen Geschichte abgeleitet hat, durch eine von seinen Überlegungen unabhängige Rechnung.

661 (omaijadisch) = 583 (spätantik) = 879 (mittelalterlich)

750 (omaijadisch) = 672 (spätantik) = 968 (mittelalterlich)

Diese Rechnung ergibt, daß der Felsendom von Jerusalem im Jahre 613/14 fertiggestellt wurde, also zum Zeitpunkt der persischen Eroberung. Das hieße wohl, daß Abd al-Malik einen fertigen byzantinischen Bau einfach okkupiert hat, indem er ihn mit seiner Inschrift versah und vielleicht einige neue Mosaiken anbringen ließ. Auch für die spanische Geschichte ergibt sich eine Bestätigung und Präzisierung von Illigs ganz anders begründeten Berechnungen [Illig 1992, 139]: Die Eroberung Spaniens durch ein arabisches Expeditionskorps im Jahre 711 und die Gründung des Kalifats von Córdoba im Jahre 929 haben tatsächlich im selben Jahr stattgefunden. Und die Reliefs von Mschatta, 965 in der Moschee von Córdoba nachgeahmt, waren selbst erst um 962 entstanden.

Der Untergang der Westgoten in Spanien wird nach dieser Rechnung von 711 auf 633 (=929) vorverlegt. Wo sind die 78 Jahre in der Geschichte der Westgoten zu streichen? Göbl kann keine westgotischen Münzen zwischen 586 und 672 vorweisen [Göbl 228]. Eine Münze des Königs Wamba (reg. 672-680) zeigt auf der Rückseite das byzantinische Stufenkreuz, kann also problemlos in die Endphase des 6. Jhs. oder in das frühe 7. Jh. datiert werden. Und eine Münze von König Wittiza (reg. 698-710) sieht wie die Kopie einer Münze Leovigilds (reg. 568-586) aus, sollte also nicht viel später geprägt worden sein.

So läßt sich nun eine neue Zeittafel der Omajjaden erstellen. In drei Spalten werden spätantike, omajjadische und mittelalterliche Jahreszahlen aufgelistet, wobei die konventionellen Daten fettgedruckt sind.

Zeittafel der Omajjaden (konventionelle Daten fett)

(? = nach der Rekonstruktion noch unklare Jahreszahlen)

| | | |
|----------------|----------------|---|
| 582-602 | | Kaiser Maurikios |
| 582 | | Sturz der monophysitischen Ghassaniden in Syrien |
| 582/83 | 660/61 | Gründung des Kalifats der Omajjaden in Damaskus |
| 583 | 661 | Kalif Muawija nach Ermord. Alis allgem. anerkannt |
| 591-628 | | Schah Chosrau II. |
| 591 | | Persisch-byzantinischer Friedensvertrag |
| 592 | 670 ? | Die Araber erobern den Maghreb, gründen Kairuan |
| 595 | 673 | Erste arab. Münze mit Bild Chosraus II., dat. 54 A.H. |
| 598 | 894 | Angriff und Sieg der Bulgaren (= Awaren) gegen Byzantiner, darauf Oberbefehl an Nikephoros Phokas |
| 602 | 898 | Phokas usurpiert Thron, Kaiser Maurikios ermordet |
| 602-610 | 898-906 | Kaiser Phokas |
| 602 | 898 | erneut Krieg zwischen Persien und Byzanz |
| 602-605 | 680-683 | 898-901 Kalif Jasid I. |
| 604 | 900 | Nikephoros Phokas besiegt die Araber bei Adana |
| 605 | 901 | Perser vor Chalkedon |
| 606 | 902 ? | Verlust Taorminas, ganz Sizilien arabisch |
| 607-627 | 685-705 | 903-923 Kalif Abd al-Malik |
| 608 | 904 | Die Perser erobern große Teile Kleinasiens |
| 608 | 904 | Die arabische Flotte unter dem Monophysiten Leon von Tripolis überfällt Thessaloniki |

| | | |
|-----------------|----------------|---|
| 609 | 905 | Byzantin. Sieg über die arabische Flotte in der Ägäis |
| 610-41 ? | 906-? | Kaiser Herakleios |
| 611 | 907 | Die Perser erobern Antiochia |
| 613 | 909 | Die Perser erobern Damaskus |
| 613 | 909 ? | Herrschaft der Fatimiden in Tunesien (Karthago) |
| 613/14 | 909/10 | Fertigstellung des Felsendoms von Jerusalem |
| 614 | 910 | Perser erobern Jerusalem, entführen das Kreuz Christi |
| 614 | 910 | Byz. Expeditionskorps erobert Zypern und Laodikeia |
| 614/615 | 910/11 | Byz. Expedition erobert Kreta (seit 825 [?] arab.) |
| 615 | 911 | Warägergarde in Konstantinopel, arabische Rückeroberung Kretas |
| 616 | 912 | Sieg Leons von Tripolis, Vernichtung der byz. Flotte Tod Leons VI. (=Herakleios?), Vater Konstantins VII |
| 616-617 | 912-913 | Alexander Regent für den unmündigen Konstantin VII. |
| 617 | 913 | Bulgaren beginnen neuen Krieg gegen Byzanz |
| 617-623 | 913-919 | Kaiserin Zoë Regentin, Mutter Konstantins VII. |
| 617/18 | 795/96 | 913/14 Omajjadische Münzreform |
| 618 | 914 | Krise, Reich steht vor dem Zusammenbruch |
| 619 | 915 | Die Perser schließen die Eroberung Ägyptens ab Gescheiterter Angriff der Awaren auf Konstantinopel |
| 619 | 697 | 915 Die Araber erobern Karthago (Tunis) |
| 621 | 917 | Bulgar. Siege bei Anchialos und vor Konstantinopel (Konstantinopel kann nicht eingenommen werden) |
| 624-648 | 920-944 | Kaiser Romanos I. Lekapenos |
| 626 | 922 | Perser und Awaren belagern Konstantinopel |
| 627 | 923 | Bulgaren erobern Adrianopel |
| 627-637 | 705-715 | 923-933 Kalif Walid I. |
| 627 ? | 923 | Perser unterliegen bei Ninive Byzanz und Chasaren |
| 628 | 924 | Er mordung Chosraus II. |
| 628-632 | 924-928 | Thronwirren in Persien |
| 628-637 | 706-715 | 924-933 Bau der Omajjaden-Moschee von Damaskus |
| 632-651 | 928-947 | Schah Jasdgird III. |
| 633 | 711 | 929 Die Araber landen in Spanien |
| 633 | 711 | 929 Abd ar-Rahman III. gründet das Kalifat von Córdoba |
| 638 | 934 | Byz. Rückeroberung Melitenes durch Joh. Kurkuas |
| 639-642 | 717-720 | 635-638 Kalif Omar II. |
| 642 | 938 | Sieg Saif ad-Daulas über Joh. Kurkuas Araber erobern Armenien u. Teile Iberiens (Georgien) |
| 646-665 | 724-743 | 942-961 Kalif Hischam, omajjadische Blütezeit |

| | | |
|----------------|----------------|---|
| 647 | 943 | Byzant. Siegeszug in Nordsyrien und Westkurdistan, (Amida, Martyropolis, Edessa, Dara, Nisibis erobert) |
| 648-663 | 944-959 | Kaiser Konstantin VII. Alleinherrscher |
| 649- | 945-967 | Hamdanide Saif ad-Daula reg. in Aleppo u. Mossul |
| 649- | 945-967 | Herrschaft des Bujiden Mu'izz ad-Daula in Bagdad |
| 651 | 947 | Ende des Restreiches der Sassaniden in Chorasán |
| | 959-963 | Kaiser Romanos II. |
| 744-750 | 962-968 | Kalif Marwan II. (residiert in Harran) |
| | 963-969 | Kaiser Nikephoros Phokas |
| 750 | 968 | Die Byzantiner erobern Edessa (nahe Harran) |
| 750 | 968 | Marwan II. flieht von Harran nach Ägypten, ermord. |
| | 969 | Die Byzantiner erobern Antiochia und Aleppo |
| | 969-976 | Kaiser Johannes Tzimiskes |
| | 972 | Byzantiner erobern Amida, Martyropolis und Nisibis |
| | 975 | Byzantiner erobern Emesa, Baalbek und Damaskus |

Literatur

- Cahen, C. (1968): Der Islam I, Fischer Weltgeschichte Band 14; Frankfurt am Main
- Enderlein, V. (1990): Islamische Kunst; Dresden
- Erdmann, K. (1969): Die Kunst Irans zur Zeit der Sassaniden; Mainz
- Franz, H.G. (1984): Von Bagdad bis Córdoba - Ausbreitung und Entfaltung der islamischen Kunst 850 - 1050; Graz
- Frye, R. (1962): Persien. Kindlers Kulturgeschichte; München
- Göbl, R. (1978): Antike Numismatik, 2 Bände; München
- Haussig, F.W. (1992): Archäologie und Kunst der Seidenstraße; Darmstadt
- Illig, H. (1992a): "Wann lebte Mohammed?"; in *VFG* IV (2) 26
- (1992b): "614/911 - der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert"; in *VFG* IV (4) 79
- (1992c): "Vom Erzfälscher Konstantin VII.": in *VFG* IV (4-5) 132
- Lombard, M. (1991): Blütezeit des Islam - Eine Wirtschafts- und Kulturgeschichte 8. - 11. Jahrhundert; Frankfurt am Main
- Maier, F.G. (1968): Die Verwandlung der Mittelmeerwelt. Fischer Weltgeschichte Band 9; Frankfurt am Main
- Maier, F.G. (Hg. 1973): Byzanz. Fischer Weltgeschichte Band 13; Frankfurt/Main
- Odenthal, J. (1982): Syrien. DuMont Kunst-Reiseführer; Köln
- Sourdél-Thomine, J./ Spuler, B. (1973): Die Kunst des Islam. Propyläen Kunstgeschichte Band 4; Berlin
- Zeller, M. (1993): "Die Steppenvölker Südost-Europas"; in *VFG* V (1) 55

Der Iran in frühislamischer Zeit (bis zum 10. Jh.)

Manfred Zeller, Erlangen

In der Spätantike wurde der Iran durch die Sassaniden regiert, die eine reiche Kultur entfalten konnten. Ihre letzten herausragenden Könige waren Chosrau I. Anoscharwan (reg. 531-579) und sein Enkel Chosrau II. Aparwes (reg. 591-628). Auf dessen Ermordung folgten vierjährige Thronwirren, aus denen Jesdegerd III. (reg. 632-651), ein Sohn von Chosraus Tochter Scharjar, als Sieger hervorging. Doch er konnte das schwer erschütterte Reich nicht mehr retten. Es zerfiel unter den Schlägen der arabisch-islamischen Eroberer. Der Iran wurde seitdem durch arabische Gouverneure regiert, die zuerst dem Kalifat von Damaskus unterstanden und dann - nach dem von Abu Muslim 749/50 geschürten Aufstand der Abbasiden - dem Kalifat von Bagdad. Im Laufe des 9. Jhs. gelang es einigen der Gouverneure, faktisch unabhängig vom Kalifat zu werden und lokale Dynastien zu gründen, z.B. die der Tahiriden in Chorasan. Im 10. Jh. brachte eine dieser neuen Dynastien, die der iranisch-schiitischen Bujiden, sogar das Kalifat in ihre Abhängigkeit. Mit der Eroberung Bagdads im Jahre 945 endete die politische Macht des arabischen Kalifats.

Nach der von Illig, Niemitz und dem Autor vertretenen Hypothese sind 296 Jahre aus der Zeitrechnung des Frühmittelalters zu streichen. Diese Zahl entspricht fast genau der Jahresdifferenz zwischen dem endgültigen Untergang der Sassaniden, 651, und der Eroberung Bagdads durch die Bujiden, 945. Das omajjadische Kalifat von Damaskus (konv. 661-750) wurde in die Zeit von 583 bis 672 (=968) umdatiert [Zeller 1993]. Die Hedschra, mit der die islamische Zeitrechnung beginnt, fand umgerechnet im Jahre 544 statt. Damit könnte sich folgendes Bild für den Iran ergeben:

Der Eroberungszug der Araber in den Jahren 633 bis 651 - persische Niederlage bei Ullais 633, Kapitulation von Hira 634, Vernichtung des Sassanidenheeres bei Qadisiyah, die Einnahme der Hauptstadt Ktesiphon und eine weitere Niederlage bei Dschalula 637, schwere Niederlage bei Nihawend 642, Einnahme von Hamadan 643, usw. - ist fiktiv. "Jesdegerd III. ähnelte in vielem dem letzten Achämeniden" [Frye 472]. "Der Ablauf der Ereignisse ist wohlbekannt, aber ihre dramatische Plötzlichkeit versetzt einen in Erstaunen darüber, wie der Islam, zum Unterschied zu den meisten

anderen Religionen, im vollen Licht der Geschichte emporstieg und wie schnell er sich ausgebreitet hat. [...] Genauso wie der letzte Dareios ein Jahrtausend früher floh auch Jesdegerd vor den Eindringlingen nach Chorassan, und auch er wurde von seinen eigenen Leuten 651 in Merw ermordet" [Frye 476f].

Hier steht die Lösung schon zwischen den Zeilen, man muß es nur richtig lesen. Die Perser haben in den Jahren 611 bis 619 Syrien, Palästina und Ägypten erobert; das heißt, der damalige Kalif von Damaskus, Abd al-Malik, wurde ein persischer Vasall. Durch die Wirren nach dem Tode Chosraus II. erlangte Kalif al-Walid I. (reg. 627-637 statt konv. 705-715) die Unabhängigkeit. Die arabische Gegenoffensive, jener blitzschnelle Siegeszug bis Persien in den Jahren 633 bis 641 ist eine Fiktion, eine Nachahmung anderer Ereignisse. Doch während Illig die Ansicht vertritt, daß der arabische Angriff eine Verdopplung des persischen unter Chosrau II., doch zum Teil in Gegenrichtung, war [Illig 1992b, 136ff], drängt sich eine bessere Möglichkeit auf: die Verdopplung eines arabischen Feldzugs des 10. Jhs. Die bujridischen Feldzüge nach Dschibal (Medien), Fars, Kirman und dem Irak in den Jahren 932 bis 945 hatten - spätantik gerechnet - zwischen 636 und 649 stattgefunden. Das Sassanidenreich endet durch die Eroberung von Ktesiphon (statt Bagdad) durch die Bujiden. Jesdegerd III. konnte sich dann noch zwei Jahre in seiner Stammprovinz Chorasan halten. Ein solcher Vorschlag wirft Fragen auf:

- Was soll mit 300 Jahren islamischer Kunst geschehen? Läßt sie sich neu datieren?
- Begann die Ausbreitung des Islam schon unter den Sassaniden?
- Welche Wurzeln haben die Schiiten, wenn ihre Bewegung schon früher begann?
- Was bedeuten nach der Hedschra datierte Münz- und Bauinschriften?

Eine Teilantwort wurde bereits gegeben. Die omaijadischen Bauten in Syrien und Palästina, die nach konventioneller Zeitrechnung zwischen 685 und 744 entstanden sind, lassen sich problemlos in das 7. Jh. verbringen. Der Felsendom von Jerusalem entstand noch vor der persischen Eroberung als oströmischer Bau. Er wurde von Kalif Abd al-Malik einfach okkupiert. Sein Sohn al-Walid I. errichtete die Omaijadenmoschee von Damaskus und den Neubau der großen Moschee von Medina als Symbol seiner neuerrungenen Unabhängigkeit. In seine Epoche werden auch die ersten omaijadischen Palastbauten datiert [Zeller 1993].

Religionen im Iran

Obwohl das Kalifat der Abbasiden unter starkem Einfluß zum Islam konvertierter Perser stand, **konnte sich der Islam im Iran erst im 10. Jh. durchsetzen**. Das gilt besonders für die Kernprovinz Fars, die antike Persis.

"Zwar hatte es zum unteren Iraq leichten Zugang, lag aber doch abseits der Brennpunkte des abbasidischen Staates, und daher blieb der Zarathustrismus sowie der Gebrauch des Pehlevi (seiner mittelpersischen Schriftsprache) hier bis ins 9. Jh. weit verbreitet. [...] Das Land islamisierte sich erst im 10. Jh., auch hier zugleich mit der politischen Emanzipation. [...] Im Osten war Fars durch die Provinz Kirman [...] mit Sistan verbunden. In den Bergen des Südens saßen die Kufen und die Balutschen, primitive, noch nicht bekehrte und raublustige Völker" [Cahen 245].

Auch die iranischen Nordgebiete, Chorasan, Choresmien und das ganze Mawara an-Nahr (Transoxanien) einschließlich Sogdien und Fergana, sind im 9. Jh. nur teilweise islamisiert. "In diesem großen Gebiet finden



Zeittafel zur Religionsgeschichte (konventionell datiert)

- 749-755 Aufstand des Abu Muslim
- 759 Ermordung des Dichters Ibn al-Muqaffa wegen Manichäismus
- 762/63 Alidische Aufstände im Irak und in Medina
- 775-779 Aufstand des Muqanna in Chorasan
- 784 Hinrichtung des Dichters Baschschar Ibn Burd wg. Manichäismus
- 809-813 Kalif al-Amin wird von seinem Halbbruder al-Mamun bekriegt
- 813 al-Amin von al-Mamuns General Tahir gefangen und hingerichtet;
Revolten der Aliden
- 816 Kalif al-Mamun verbündet sich mit dem Aliden Ali ibn Musa,
genannt ar-Rida (8. Imam)
- 816-837 Aufstand des Babak, genannt der Khurrami
- 817-819 Gegenkalifat des Ibrahim Ibn al-Mahdi in Bagdad
- 819 al-Mamun zieht in Bagdad ein
- 827-849 Lehre der Mutazila ist Staatsdogma
- 928 Die Qarmaten besetzen Mekka



wir die verschiedensten Religionen vertreten, einschließlich der Lehre der **Qarmaten**, die anscheinend allen Glaubensrichtungen eine gewisse Gültigkeit zugestanden. Die aus der Bewegung Abu Muslims hervorgegangenen Sekten leben nur in kleinen Zellen auf dem Lande. Der einst in Iran dominierende **Zarathustrismus** hat im Norden niemals festen Fuß fassen können, wo neben seinen Anhängern noch die so vieler anderer Lehren ihr Recht behaupteten: Buddhisten; Manichäer, die ihren Brüdern in den türkischen Ländern die Hand reichten; Nestorianer und sogar Christen der monophysitischen und der griechischen Kirche; schließlich Juden, die mit ihren chasarischen Glaubensgenossen am Kaukasus in Verbindung standen. Doch kann es keinen Zweifel darüber geben, daß der Islam, ganz besonders in der Aristokratie, die Oberhand gewonnen hat" [Cahen 236].

Der Siegeszug einer schiitischen Dynastie im zweiten Viertel des 10. Jhs. setzt - unter Wegfall von drei Jahrhunderten - natürlich die vorherige Ausbreitung des Islams innerhalb des Sassanidenreiches voraus. Doch darüber findet sich in der Literatur nichts; spätere islamische Historiker haben die Quellen fein säuberlich aufgeteilt. In der Geschichte des Sassanidenreiches wird nur über die vom Staat gestützten Zoroastrier sowie die Manichäer und Christen berichtet. "Die Frage der ketzerischen Abweichungen innerhalb des Zoroaster-Glaubens ist sehr kompliziert, weil unsere Pehlewi-Quellen alle aus islamischer Zeit stammen, in der die kleinen Zoroaster-Gemeinden mehr um die Korrektheit ihres Glaubens besorgt waren als zur Sassanidenzeit" [Frye 440]. Die Geschichte des Kalifats ist dagegen voll von theologischen Disputen und Sektenbildungen.

Eine nichtorthodoxe Strömung innerhalb des Zoroastrismus war der **Zurvanismus**, die Zeitspekulation. Frye ist der Ansicht, "daß der Zurvanismus keine vollentwickelte Häresie mit eigenen Doktrinen, Riten und einem von der zoroastrischen Gemeinde gesonderten 'kirchlichen' Apparat war, sondern eher eine Bewegung, die sich vielleicht mit den **Mutaziliten** islamischer Zeit vergleichen läßt" [Frye 443f]. Die Zurvanisten glaubten, daß Ormuzd (Ahura Mazda) und sein Gegenpol Ahriman von einem gemeinsamen Vater Zurvan geschaffen worden waren; die Mutaziliten hielten den Koran für geschaffen. Letztere wurden durch den Kalifen al-Mamun (reg. 813-833) unterstützt, der ihre Lehre 827 zum Dogma erhob. Weitere wesentliche Teile der Lehre sind: strenger Monotheismus, jegliche Ablehnung einer anthropomorphen Beschreibung Gottes; Gott als reine Vernunft

und Gerechtigkeit; symbolische Deutung von Koranstellen; Willensfreiheit des Menschen, woraus das Böse erklärlich wird [Cahen 93].

Die **Manichäer** (pers. Zandik) galten als die Erzketzer schlechthin. Die von Mani (ermordet 277) gestiftete universalistische, gnostizistische Religion wurde von Schah Bahram II. (reg. 276-293) und dem Mobad (Oberpriester) Kartir, dem Schöpfer der zoroastrischen Staatskirche, grausam verfolgt. Unter Narseh (reg. 293-302) wurde die Verfolgung vorübergehend eingestellt. Die Manichäer übten in der Folge die Geheimhaltung und Verstellung zum Schutz gegenüber der Umwelt, ein Verhalten, das von den späteren Schiiten übernommen und theologisch abgesichert wurde [Kippenberg 459f]. Offenes Auftreten war den Manichäern dagegen in den von der Sassanidenmacht nicht kontrollierbaren zentralasiatischen Gebieten möglich, wo sie Missionserfolge bei den Türken und Sogdiern hatten. Im Iran hatten die Manichäer - wie auch später die Schiiten - ihre Schwerpunkte in den ländlichen Gebieten, die vom Staat weniger gut überwacht werden konnten. Man muß also feststellen, daß sich beide Bewegungen im gleichen Milieu bewegten. Auch sonst ist die Literatur voll von Parallelen zwischen Schiiten und Manichäern, z.B. bei der Entstehung von Sekten wie dem **Mazdakismus**.

"Die vielleicht auffälligste Entwicklung des Manichäismus war die von **Mazdak** gegen Ende des 5. Jahrhunderts geführte soziale und wirtschaftliche Bewegung. [...] Allem Anschein nach war der Gegensatz zwischen der Königsmacht und der Adelsmacht ein wichtiger Grund dafür, daß Mazdak von König Kavad unterstützt wurde. Die Mazdakiten predigten eine Art Kommunismus, die Aufteilung des Reichtums einschließlich der Frauen und Konkubinen, und hatten damit viel Anklang bei den Armen; was aber den Verlauf dieser revolutionären Bewegung betrifft, sind unsere Quellen unklar und widerspruchsvoll." Um 528, als die Bewegung nicht mehr gebraucht wurde, wurde sie gewaltsam unterdrückt und ihr Anführer ermordet. "Natürlich bedeutete der Tod der führenden Persönlichkeiten nicht den Untergang der Sekte, aber die Mazdakiten waren gezwungen, ihren Glauben geheimzuhalten. Das Wort 'Mazdakit' war von nun an gebrandmarkt, jeder soziale oder religiöse Reformator wurde von seinen Gegnern meist als Mazdakit bezeichnet. Dies dauerte bis in islamische Zeiten fort" [Frye 441f].

Mazdak hat einen Doppelgänger bei den Moslems, **Abu Muslim**. So wie der Aufstand des Mazdak von Schah Kavad benutzt wurde, um den Thron zurückzugewinnen und seine Gegner auszuschalten, so förderten die Abbasiden den Aufstand des Abu Muslim gegen die Omajjden, um sich selbst an die Macht zu bringen. Nachdem beide die ihnen zugewiesene Aufgabe erfüllt hatten, wurden sie im Auftrag von Chosrau bzw. al-Mansur umgebracht. Abu Muslim ist das Vorbild für all die späteren Ketzer, die der extremen Schia zuzuordnen sind. Er war der erste, von dem es hieß, er sei nicht gestorben. Die extremen Schiiten werden jetzt wie früher die Manichäer als **Zindiqa** bezeichnet.

Kalif al-Mahdi (reg. 775-785) ließ sowohl die Manichäer wie die extremen Schiiten verfolgen. Anlaß war der Aufstand des **Muqanna** gegen das Kalifat. "Muqanna stützte sich in seinem Kampf gegen das Abbasidenkalifat in den Jahren 775/76 - 782/83 auf die '**Weißten Kleider**'. Es waren dies oppositionelle Gruppen in Mittel- und Zentralasien, die mit dem Manichäismus zusammenhingen und Rückhalt in Dörfern hatten. Als der Aufstand Muqannas niedergeschlagen worden war, werden wir Zeugen einer Teilung seiner Anhängerschaft nach dem Prinzip 'Stehenbleiben/Weitergehen'.

Einige erwarteten seine Rückkehr als Mahdi, andere fügten sich wieder in die Gemeinschaft der 'Weißten Kleider' ein. Dasselbe wiederholte sich einige Jahre später unter **Babak** (816 - 838), nur daß die Bewegung in diesem Falle die Khurramdiniten waren bzw. genannt wurden. Sie teilten sich nach der Niederlage Babaks auf gleiche Weise.

"Die **Khurramdiniten** wurden von islamischen Häresiographen regelmäßig des Mazdakismus verächtigt [...] Jedoch hat eine neuere Studie stichhaltige Beweise dafür erbracht, daß sie eine Abspaltung innerhalb der extremen Schia gewesen waren und sich auf Betreiben von Khidasch um 736 aus Resten der Kaysaniten gebildet hatten." Der Chronist Schahrastani "ordnete sie der extremen Schia (der Ghulat) zu, deren besondere Merkmale die Lehre von der (Gott-)Ähnlichkeit (des Menschen), der Sinnesänderung (Gottes), der Wiederkehr (des Imam) und der Seelenwanderung seien und fügt hinzu: 'In jedem Land haben sie andere Namen: in Isfahan heißen sie Khurramiya und Kudiyya, in Rayy Mazdakiya und Sinbadiya, in Azerbaidschan Dhaquliyya, in einigen Orten Muhammira und jenseits des Oxus Mubayyida (weiße Kleider)'" [Kippenberg 468f].

Alle diese Gruppen sind bis zum 10. Jh. in islamischen Quellen bezeugt. Auffällig ist die Verwischung von Schiitischem und Manichäischem, was darauf hindeutet, daß die Manichäer Vorläufer der Schiiten sind. Im 10. Jh., unter der Herrschaft der Bujiden, scheinen sich die Manichäer im Irak, in Aserbaidshan und in den iranischen Kerngebieten islamisiert zu haben und gleichzeitig ihre revolutionären Traditionen in die islamische Überlieferung eingebracht zu haben.

Wie steht es um die übrigen Religionen im Iran, z.B. die **Christen**? "Die erste umfangreiche Christenverfolgung begann um das Jahr 339 unter Schahpur II. und scheint politische Gründe gehabt zu haben, da kurz zuvor Konstantin das Christentum zur Staatsreligion des Römischen Reiches gemacht hatte. Späterhin wechselten Perioden der Toleranz mit neuen Verfolgungen ab, aber nach dem Bruch zwischen den Nestorianern und anderen Christen, gegen Ende des 5. Jahrhunderts, besserte sich die Lage der Christen in Iran.

Die Nestorianer wählten einen Katholikos, der seinen Sitz in Ktesiphon hatte. Dort traten regelmäßig Synoden zusammen, um kirchliche Probleme zu lösen. Die Christianisierung Armeniens und Transkaukasiens im 4. Jahrhundert schuf noch stärkere Konflikte zwischen Armenien und den Sassaniden als der Kampf zwischen Römern und Persern um die dortige Einflußsphäre. Auch im Osten gelang es den Missionaren, unter den Hephthaliten und Sogdiern Anhänger zu werben; man darf also die Schlußfolgerung ziehen, gegen Ende des Sassanidenreiches sei überall der christliche Einfluß im Anstieg gewesen. Das Gesamtbild religiöser Verhältnisse in Iran aber war viel komplizierter, als wir aus den spärlichen Dokumenten ersehen können, und das Wechselspiel verschiedener Religionen läuft parallel mit Spaltungstendenzen innerhalb der zoroastrischen Kirche, die wir nur un- deutlich wahrzunehmen vermögen" [Frye 445f].

Also auch hier: Genaues weiß man nicht, weil die Überlieferung bruchstückhaft ist. Die Christen wie die Zoroastrier verloren im 10. Jh. im Iran an Bedeutung, weil damals viele von ihnen zum Islam übertraten, anscheinend eher zur weniger revolutionären sunnitischen Richtung. Dies widerspricht scheinbar der Ausbreitung des Christentums unter Chosrau II., aber anfangs unterschieden sich die Moslems noch nicht so stark von den Christen, so daß sie noch christliche Kirchen zum Gottesdienst nutzen konnten. Der Übergang zum Islam ist wohl mit der Mutazila im Zusammenhang zu sehen, die dann ins 7. = 10. Jh. gehört.



Abbasidische Architektur - Übersicht (konventionell datiert)

- um 760-786 Bau der Tarik-Khana-Moschee in Damghan, kleine Hofmoschee, besonders massive sass. Architektur, Spitzbögen, Mittelschiff als sass. Iwan-Halle, Kuppeln über den Seitenschiffjochen (in Damghan auch sass. Palast, Ende 5. Jh.)
- 762-766 Errichtung der Stadt Madinat as-Salam (Bagdad), archäologisch nicht nachgewiesen
- 772 Gründung der Stadt ar-Rafiqā bei Raqqa in Syrien (Spitzbögen)
- um 775 Bau des Palastes von Uchaidir, Irak, sassanidische Bautradition
- 836 Gründung von Samarra
- 848-852 Bau der Großen Moschee von Samarra
- ca. 850-870 (?) Bau der Moschee Masdschid-i-Tarik in Balch in Baktrien, kleine Neunkuppelmoschee, Stuckdekorationen wie Samarra Stil A und B (ähnl. Bauten in Toledo von 999 und in Kairo um 950)
- 859/60 Erweiterung von Samarra
- 859-861 Bau der Abu-Dulaf-Moschee von Samarra
- nach 862 Bau des Mausoleums Qubbet as-Sulaibiyya, Samarra, Zentralbautyp
- 879 Fertigstellung der Tuluniden-Moschee von Fostat (Kairo), Bauinschrift 265 A.H.
2. Hf. 9. Jh. (?) Samaniden-Palast von Afrasiab bei Samarkand, sassan.-omajjad. Ornamente, in der letzten Stufe in einem Samarra B vergleichbaren Entwicklungsstand
- um 907 Samaniden-Mausoleum, Buchara, schwerer sass. Baukörper
- um 960 (?) Bau der Moschee Masdschid-i-Dschami, Nayin (West-Iran), Baustil mit Damghan und Balch verwandt, Stuckornamente im Vor-Samarra-Stil; im Bogenfeld des inneren, wohl später eingesetzten Mihrab Samarra Stil A und B, Ornament aber noch reliefhafter als in S.
- 978 Arab-Ata-Mausoleum von Tim, Tadschikistan (dat. Bauinschrift)



Die Kunst der Abbasiden von 750 bis 945

Die Kunst der Abbasidenzeit ist in starkem Maße von der sassanidischen Kunst abhängig - und das über 100 Jahre nach dem Untergang des Sassanidenreiches. So muß H.G. Franz in seiner Arbeit über die Ausbreitung der islamischen Kunst nach 850 der sassanidischen Kunst - hier exemplarisch der **Stuckdekoration** - ein ganzes Kapitel widmen.

"Die am Abbasidenhof und in dessen unmittelbarem Umfeld entstandene neue Kunst ist das Ergebnis der kontinuierlichen Auseinandersetzung mit zwei künstlerischen Bereichen, mit dem spätantiken Erbe, das unter den Omayyaden in Syrien und Palästina weitergeführt und im islamischen Sinne umgebildet worden war, und mit dem Erbe der sassanidischen Kunst, in der ebenfalls bereits das spätantike Kunstgut einbezogen und in eigener Weise weitergebildet worden war. Noch mehr als für die omayyadische Kunst ist für die Kunst der Abbasidenzeit die Kenntnis der sassanidischen Vorstufe zu ihrer richtigen Einschätzung von Bedeutung. Einer Erfassung der sassanidischen Kunst stellen sich aber nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen. [...] Ihre Denkmäler sind in großem Umfang zerstört, und erst in neuerer Zeit hat die Grabungstätigkeit eine deutlichere Vorstellung von Bild- und Schmuckkunst der Sasaniden erbracht. Vor allem letztere ist schon in der Bevorzugung der stuckdekorierten Wandverkleidung von ausschlaggebender Bedeutung geworden. [...] Eine Untersuchung der sassanidischen Stuckdekoration kann wesentlich zum Verständnis der abbasidischen Ornamentgestaltung beitragen" [Franz 11].

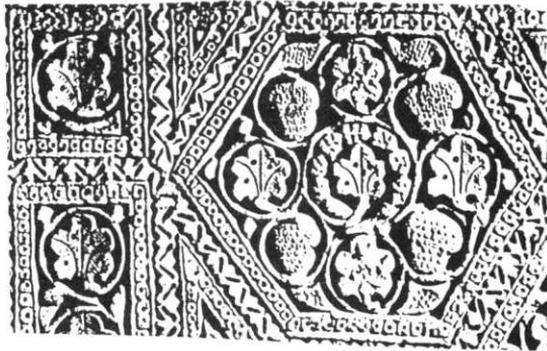
Die Abbasiden residierten zunächst in der alten frühislamischen Lagerstadt **Kufa**, dann seit 766 in der von Kalif al-Mansur neugegründeten Stadt **Madinat as-Salam**, dem späteren **Bagdad**. Nach den Beschreibungen der Chronisten war die Stadt "von einem kreisrunden Mauerring von 2,7 km Durchmesser eingefaßt. Vier Torbauten mit aufwendigen Verteidigungsanlagen öffneten sich nach den vier Himmelsrichtungen. Im Zentrum lagen der Palast des Kalifen, ein Kuppelbau mit vier kreuzförmig geordneten Bogenhallen, und die Hauptmoschee, eine Pfeilmoschee. [...] Zeitgenossen haben die runde Stadt des al-Mansur als neuartig empfunden. Aber gerade im Iraq waren in der vorangegangenen sassanidischen Epoche runde Stadtanlagen verbreitet. Das nächste Beispiel war das tigrisabwärts gelegene Ktesiphon. [...] Hatte man sich in umayyadischer Zeit bei der Anlage von

Andjar [Andschar] an römischen Stadtanlagen orientiert, so folgte man nun in Baghdad wie auch auf anderen Gebieten der Kunst sassanidischen Vorbildern" [Enderlein 54f]. Oder sogar vorsassanidischen: "Creswell hält sogar für möglich, daß die Anlage des parthischen **Darab** al-Mansur zum Plan seiner Runden Stadt direkt angeregt hat" [Sourdel-Thomine 207].

Während von der runden Stadt nichts erhalten blieb (sie wurde schon 838 aufgegeben), finden sich bei **Raqqa** in Syrien die Ruinen der seit 772 entstandenen Stadt **ar-Rafiqa**. Sie lag hufeisenförmig am Euphrat und ist das einzige bedeutende archäologische Zeugnis der frühen Abbasiden. Aufrecht stehend blieb ein Stadttor erhalten. Aus der Frühzeit der Abbasiden soll auch die kleine Moschee von **Damghan** (Nordiran) stammen, ein Bau, der völlig in der sassanidischen Tradition steht. In der gleichen Stadt finden sich auch die Ruinen eines sassanidischen Palastes, der ins späte 5. Jh. datiert wird. Ein bedeutendes Zeugnis der frühen Abbasiden ist der **Palast von Uchaidir**, Irak.

"Eine genaue Datierung [...] ist angesichts der wenigen im Iran und Irak erhaltenen Denkmäler jener Zeit äußerst schwierig. Am überzeugendsten scheint immer noch die von K.A.C. Creswell [...] vertretene Auffassung, daß Uchaidir nach 775/76 von Isa ibn Musa, einem Neffen der Kalifen as-Saffah und al-Mansur, errichtet wurde" [Sourdel-Thomine 210]. An der Südseite des Ehrenhofes befindet sich eine große spitztonnige Iwan-Halle mit Rechtecknischen in den Seitenwänden und mit vorgeblendetem Rechteckgiebel.

"Das Verfahren, einen tonnengewölbten Raum durch seitliche Nischen zu erweitern, ist schon von dem aus dem 2. Jahrhundert stammenden Palast in Hatra bekannt sowie sowie von einer in das 6. Jahrhundert datierenden byzantinischen [?] Kirche in Ktesiphon. Auch andere Elemente, wie etwa die Ivan-Gruppe im Thronraum-Komplex und der Aufbau der Nordfassade des Ehrenhofs verraten die enge Bindung des Palastes an sasanidische Traditionen, so daß anfangs eine weit frühere Entstehung Uchaidirs angenommen wurde. Kreuzgewölbe indessen, wie sie mehrmals in Uchaidir auftreten, sind in der sasanidischen Architektur unbekannt, und Spitzbögen sowie der Ziegeldekor der Konchenwölbungen an der Südfassade des Ehrenhofs sind für den mesopotamischen Bereich erst seit Raqqa belegbar, wie K.A.C. Creswell nachwies. Die Tatsache schließlich, daß der Spitzbogen hier nur teilweise, in Samarra dagegen durchgängig verwendet wurde,



Oben: Samarra-Stil A Mitte: Samarra-Stil B, beide aus Kairo, Moschee des
Sultans Ibn Tulun, Hofarkaden, zwischen 876/77 und 879
Unten: Samarra-Stil C

war einer der Gründe, der Creswell veranlaßte, den Palast von Uchaidir in die Zeit nach Raqqa und vor Samarra zu datieren" [ebd 212].

Von 838 bis 883 residierte das Kalifat in der 836 von Kalif al-Mutawid al-Mu'tasim gegründeten Stadt **Samarra**. In dieser Stadt, deren einzelne Bauabschnitte sich in 33 km Länge am Tigris erstrecken, kann man die Entwicklung der abbasidischen Baukunst studieren. In Samarra ist besonders die Entwicklung der **Stuckdekoration** zu beachten. Man unterscheidet drei Stilstufen, die hier kurz charakterisiert werden:

- Samarra A: Dominanz *spätantiker* naturnaher Blattmuster, in abstrakte Formenraster eingeschlossen
- Samarra B: abstrahierte Blattmuster, 'integrativer' Ornamentstil, neue Dynamik und Rhythmik in der Musterbildung, spiralförmige Wirbelmotive, Punzierung der Oberfläche
- Samarra C: völlig abstrahierte, fischblasenartig rotierende Gebilde, Schrägschnitt

"Die Dekoration im Schrägschnittstil, die sich für eine Musterung in unendlicher Reihung besonders eignete, scheint in Samarra entwickelt worden zu sein. [...] Der Schrägschnittstil soll auf mittelasiatische Anregungen zurückgehen. Gegen diese Vermutung spricht die Beobachtung, daß die Stuckverkleidungen im Samanidenpalast von Afrasiab (Samarkand), in Nischapur und in der Neun-Kuppel-Moschee von Balch nicht in Schrägschnitttechnik ausgeführt sind" [Enderlein 69f]. Der Schrägschnittstil C fehlt auch in der Tulunidenmoschee in Kairo, die nach der Bauinschrift 879 fertiggestellt wurde (s.u.).

Es könnte angenommen werden, daß die islamischen Datierungen im Iran/Irak seit der Samarra-Phase korrekt sind, da es jetzt kontinuierlich datierte Münzen und Medaillons gibt. Die Gründung Samarras im Jahre 836 fiel dann nach Abzug von 296 Jahren in das Jahr 540 (antike Zeitrechnung). Was geschah damals? Im Jahre 540 war es Chosrau I. gelungen, Antiochia am Orontes, das heutige türkische Antakya, für kurze Zeit zu erobern. Eine große Zahl byzantinischer Gefangener wurde in verschiedenen Teilen des Perserreiches angesiedelt und im Städtebau beschäftigt. Die wichtigste Baumaßnahme, die von den Gefangenen ausgeführt wurde, war zweifellos die Errichtung einer neuen Stadt namens '**Neues Antiochia**

Chosraus' am Tigris, auch als **Rumighan**, '**Rhomäerstadt**' bekannt. Sollte es sich dabei um Samarra handeln?

Es entstanden hier riesige Palastanlagen, die neben den Wohnbauten auch Magazine, Kasernen, Polopplätze und Parks umfaßten, alles rechtwinklig angeordnet, wie es der römischen Tradition entsprach. Völlig aus dem Rahmen der abbasidischen Architektur fällt ein Mausoleum, die sog. Qubbet as-Sulaibiya. "Vermutlich war sie kurz nach dem Tod des Abbasidenkalifen al-Mustansir 862 für diesen und für zwei seiner Nachfolger errichtet worden. Um den quadratischen Kuppelraum zieht sich hier ein achteckiger niederer Umgang. Die Anlage folgt damit dem Zentralbautypus, den die vorchristliche und byzantinische Kunst entwickelt und der im Orient in Palästina und Syrien weite Verbreitung gefunden hatte" [Franz 90]. Verglichen mit dem omajjadischen Felsendom von Jerusalem ist der Bau viel kleiner, aber in der Ausführung der Wände wegen der iranisch-mesopotamischen Ziegelarchitektur viel massiver.

In **Samarra** wurden großflächige **Wandmalereien** entdeckt, die eine Vorstellung von der Malerei des 9. Jhs. vermitteln. Von der Bilderfeindlichkeit des Islam ist nichts festzustellen. "Das Figürliche spielte eine erstaunlich große Rolle im bildlichen Schmuck der Paläste. Der Figurenstil folgt dem allgemeinen Formenwandel, er ist gegenüber der Omayyadenzeit abstrakter und 'ornamentaler' geworden. Für die menschliche Gestalt hat sich eine strenge Frontalität durchgesetzt. Symmetrische Anordnung wie eine betonte Feierlichkeit in der Haltung der [...] Figuren [...] sind kennzeichnende Gestaltungselemente. Dabei wird deutlich, daß sich die Malerei nicht anders als die übrigen Künste unter den Abbasiden stark an **iranisch-sasanidischen Vorbildern** orientierte" [Franz 99].

Läßt sich mit dieser Kunstentwicklung die Datierung Samarras im 9. (= 6.) Jh. beibehalten? Schwerlich, denn sie ist in der Abstrahierung schon in ihrem Beginn weiter fortgeschritten als die spätomajjadische Kunst, die in die 1. Hälfte des 7. (= 10.) Jhs. umdatiert wurde [Zeller 1993]. Nun könnte man eine getrennte Weiterentwicklung der spätantiken Kunst in Syrien und im Irak annehmen, doch dies muß wegen der sassanidischen Einflüsse in der omajjadischen Kunst verworfen werden. Bei einem schon voll entwickelten Samarra entsprächen die iranisch-mesopotamischen Einflüsse in der omajjadischen Kunst nicht dem aktuellen Entwicklungsstand.

Das Fazit lautet also: Samarra A, das omajjadische wie sassanidische Formen aufgreift, ist nicht vor 600 entstanden. Die syrisch-byzantinischen Einflüsse in der Kunst Samarras folgen der persischen Eroberung Syriens und Palästinas in den Jahren 611 bis 614. Damals dürfte auch die Stadt ar-Rafiqā in Syrien entstanden sein. Wenn Harun ar-Raschid seine Residenz für einige Jahre hierher verlegt, dürfte dies eine Anspielung auf den Aufenthalt Chosraus II. in Syrien während seines großen Feldzuges sein, der bis nach Ägypten führte. Der Palast von Uchaidir könnte dann etwas früher entstanden sein. Der Hinweis, daß die sassanidische Architektur keine Kreuzgewölbe gekannt hat, ist hier unergiebig, da ihre späteste Phase ohnehin nicht bekannt ist. Und ob bestimmte Ziegeldekors in Raqqa drei oder vier Jahre früher als solche in Uchaidir sind, läßt sich ganz gewiß nicht beweisen.

In **Nischapur**, der damaligen Hauptstadt der nordiranischen Provinz Chorasān, regierten von 821 bis 873 die arabischen **Tahiriden** als weitgehend unabhängige Stadthalter des Kalifen. Sie wurden durch die persischen Saffariden aus Sistan gestürzt, welche 903 durch die ebenfalls persischen Samaniden aus Transoxanien abgelöst wurden. Man unterscheidet in Nischapur die **Stuckstile** 1A, 1B, 2 und 3. Während sich 1A und 1B von Samarra A und B herleiten, sind die Stile 2 und 3 von Samarra unbeeinflusste Weiterbildungen.

- Nischapur 1A: von Samarra A beeinflusst
- Nischapur 1B: von Samarra B beeinflusst, Augenmotive
- Nischapur 2: Flechtmuster (z.B. geflochtene Sternmuster)
- Nischapur 3: Sieb- und Gittermuster



Residenzen der Kalifen (fiktiv)

| | |
|-------------------------|-------------|
| 750 Kufa | 838 Samarra |
| 763 Bagdad | 883 Wasit |
| 796 ar-Rafiqā bei Raqqa | 892 Bagdad |
| 808 Bagdad | |



Während Nischapur 1A und 1B bisher wie die entsprechenden Samarra-Stile vor 900 datiert wurden, ist jetzt auch hier eine Datierung nach 900 anzunehmen. Das gleiche gilt für die **Tuluniden-Moschee** in **Kairo**, die nach der persischen Eroberung Ägyptens 619 (=923), aber vor dem Beginn der fatimidischen Eroberung 969 entstanden sein muß, denn die Fatimiden orientierten sich an omajjadischen Bautraditionen. Sie gehört eher in die Spätphase dieser Epoche: "Sie ist keine bloße Kopie der Moscheen von Samarra, sondern führt bestimmte dort entwickelte Prinzipien fort" [Enderlein 58]. Die Stuckornamente entsprechen entwicklungsmäßig im wesentlichen Samarra B. "In allen diesen Teilen fehlen Elemente des Schrägschnitt-Stiles C, der sich in Samarra bereits vier Jahrzehnte vorher durchgesetzt hatte" [Franz 36]. Die Tuluniden (reg. 868-905) müssen als hochgradig fiktionsverdächtig angesehen werden. So dürfte die Bauinschrift mit der Jahreszahl 265 A.H. (=879) sicherlich bei der Restauration ihrer Moschee in Kairo im Hochmittelalter angebracht worden sein. Echt sind sicher die seit 935 in Ägypten regierenden türkischen Ichschididen, da sie auch in ihrem Ursprungsgebiet in Transoxanien belegt sind, hier allerdings ohne zeitlichen Zusammenhang in der ersten Hälfte des 8. Jhs. - nach der neuen Rechnung zeitgleich mit ihrem Auftreten in Ägypten.

Die Kunst der Bujiden

In den persischen Kernprovinzen und im Irak entstanden in den Jahren 932 bis 945 vom Kalifat unabhängige Fürstentümer unter der Herrschaft der Bujiden. "Als die erst kurz zuvor zum schiitischen Islam bekehrten führenden Kreise aus Dailam, einem Gebiet am Kaspischen Meer, dem Kalifen die politische Macht über das westliche Persien entrissen und nachher im Jahre 945 die Hauptstadt Bagdad eroberten, war das Ende des zoroastri-schen Persiens in Sicht. Die persische Bujidendynastie verteidigte den Islam und die arabische Sprache, weil beide international geworden waren, während die persische Zoroaster-Kultur sich in ein Ghetto zurückgezogen hatte" [Frye 495]. Das hinderte die Bujiden aber nicht, den alten persischen Königstitel Schah-in-Schah anzunehmen. Die Herrschaft der Bujiden wurde 1055 durch die Seldschuken beendet.

"Wie sich das Auftreten der Buyiden im Bereich der Kunst auswirkte, läßt sich bei dem Mangel an gesicherten Kunstwerken und Monumenten aus dieser Periode noch nicht übersehen" [Franz 54]. Zumindest die Kleinkunst läßt sich bewerten.

Unter den Bujiden beginnt - fast 300 Jahre nach dem Untergang des Sassanidenreiches - eine neuerliche Renaissance der sassanidischen Kunst. "Ein stärkeres Vorkommen figürlicher Darstellungen im 10. Jh. wird mit dem Aufkommen der Buyiden in Verbindung gebracht [...] Die Ursache für den Formenwandel wird in einer starken Rückwendung zur sassanidischen, das heißt vorislamischen Tradition gesehen. Erhalten sind Silberschalen mit Jagd- und Thronszenen eines Herrschers nach sassanidischem Vorbild. Auf einer Goldkanne werden Tiere in dichtem Rankenwerk wiedergegeben. Monumental gemusterte, zweifarbige Seidenstoffe von komplizierter Technik nennen in kufischen Buchstaben die Namen buyidischer Auftraggeber. Ihr Dekor besteht häufig aus antithetischen Gruppen von Tieren oder Fabelwesen an einem Baummotiv, in einem Kreis von Blütenformen oder kreisförmig geführten Tierfriesen. Dieser Tier- und Rankendekor hat bis ins fernste Spanien seinen Einfluß ausgeübt" [Enderlein 79].

Auch die Münzen der Bujiden sind sassanidischen Vorbildern nachempfunden, z. B. ein Medaillon des Emirs von Rai (Teheran), Rukn ad-Daula, von 962: "Die Vorderseite zeigt Rukn ad-Daula [...] in Frontalan-sicht. Das Brustbild mitsamt der Krone auf dem bärtigen Haupt leitet sich unmittelbar von sassanidischen Vorbildern her, ein Hinweis auf den Herrschaftsanspruch der Buyiden, die [...] ihre Abstammung auf die Sassaniden zurückführen wollten." Oder ein Medaillon des Emirs von Bagdad Izz ad-Daula und des Kalifen al-Muti von 975/76: "Im Spiegel der Vorderseite erscheint eine Szene, wie sie den Künstlern des Iran seit den Tagen der Sassaniden vertraut war: ein König zwischen zwei in ergebener Haltung aufwartenden Bediensteten." Oder ein anderes unbeschriftetes, wohl bujidi-sches Medaillon aus dem 10./11. Jh.: "Avers zeigt das Stück einen thronenden, von zwei Bediensteten flankierten König und darunter ein gegenständiges Löwenpaar, revers einen König zu Pferde auf der Falkenjagd. Beide Szenen sind sassanidischer Herkunft, doch die Ausführung, besonders die Behandlung der beiden Bediensteten, ist typisch für die islamische Zeit" [Sourdel-Thomine 266/67].

Die Umdatierung von Samarra verschafft den Bujiden die bisher fehlenden Bauwerke, denn der Bau dieser riesigen Stadtanlage kann nicht bis zum Untergang der Sassaniden abgeschlossen gewesen sein. Insbesondere der Stil C, der unverständlicherweise außerhalb des Irak keine Schule machte, dürfte der bujidischen Epoche angehören. Dieser Stil soll auf mit-

telasiatische Einflüsse zurückgehen, was bisher schlecht erklärbar ist (s.o.). Man kann ihn jetzt mit manichäisch-schiitischen Kreisen verbinden, die ja tatsächlich in Mittelasien besonders stark verwurzelt waren.

Die Kunst der Samaniden

Auch **Transoxanien** stand im 10. Jh. unter der Herrschaft einer persischen Dynastie, der sunnitischen Samaniden. Sie waren 875 vom Kalifat als selbständig anerkannt worden. Ihr Aufstieg begann unter Esmail I. (reg. 892-907), der die Residenz nach Buchara verlegte, die Stadt Talas jenseits von Fergana im Jahre 893 eroberte und die Herrschaft der Saffariden in Chorasana 903 stürzte. Trotz der Legitimation durch den Kalifen ließen sich die Samaniden und sogar die Saffariden, die in ihrer ursprünglichen Provinz Sistan als Vasallen an der Macht blieben, eine sassanidische Genealogie anfertigen.

Münzen der Samaniden - besonders aus der 1. Hälfte des 10. Jh. - wurden entlang der großen russischen Ströme bis in den Ostseeraum in riesigen Mengen gefunden. Dazu kamen die sog. Ghitrifi-Dirhams eines chorasaniischen Gouverneurs des Kalifen Harun ar-Raschid (reg. 786-809), die im 10. Jh. noch in Umlauf waren. Die samanidischen "Münzprägungen halten sich eng an das Vorbild, das die Abbasiden mit ihren Prägungen gesetzt hatten" [Sourdel-Thomine 267].

Während die Bujiden in den persischen Kernlanden und im Irak die arabische Sprache förderten, entstand unter den **Samaniden in Buchara** die **neupersische Schriftsprache** mit arabischen Buchstaben. "Die Anfänge begannen sich schon im 9. Jh. abzuzeichnen, aber erst im 10. Jh. entstehen die ersten bedeutenden der uns erhaltenen Werke. Sie wollen vor allem - unter einem dünnen islamischen Firnis - die historisch-legendäre Überlieferung der nationalen Vergangenheit Irans wieder lebendig machen und verherrlichen; die wichtigste ihrer Quellen, eine mittelpersische Chronik hatte Ibn al-Muqaffa schon ins Arabische übertragen. Das poetische Meisterwerk ist das Königsbuch (Schah-name) des Firdausi, das Nationalepos der Perser mit seinen 50 000 Distichen" [Cahen 270].

Die Samaniden knüpfen auch architektonisch bei den Sassaniden an, z.B. beim Grabbau für Emir Esmail I. in **Buchara** (Anf. 10. Jh.): "Die Vorbilder für diesen [massiven, kubusförmigen] Kuppelbau werden in

vorislamischer Zeit gesucht. Das Samanidenmausoleum vertritt einen Bautyp, der in den Grabbauten für Herrscher und Heilige über Jahrhunderte hin fortwirkte" [Enderlein 69]. Im Jahre 977/78 (Bauinschrift) wurde das **Arab-Ata-Mausoleum von Tim** errichtet. Dieser Bau erhielt zusätzlich eine frei aufragende Fassadenwand, die als hohe Bogennische gestaltet und mit unterschiedlichen Ornamenten versehen war.

Bedeutende Baureste aus der Zeit der Samaniden fanden sich im Ruinenhügel von Afrasiab am nördlichen Stadtrand von Samarkand, wo sich die Reste des ursprünglichen **Samarkand** aus vormongolischer Zeit befinden. In zwei Sälen des Palastes, der in die 2. Hälfte des 9. Jhs. datiert wird, konnten noch erhebliche Reste der Stuckdekoration freigelegt werden. "Sie bedecken wie in Samarra den Sockel der Wände. Die Stuckmuster sind aber von der Ornamentkunst, die sich im 9. Jahrhundert in Samarra entwickelt hat, völlig unbeeinflusst, obwohl sie ungefähr zur gleichen Zeit [...] entstanden sein müssen. [...] Fortlaufende Muster im [typisch sassanidischen] 'unendlichen Rapport' wechseln mit ornamentalen Kompositionen, die um große Kreisfelder mit Stern- oder Vielpaßfüllungen gruppiert sind. [...] In alle verbleibenden Freiräume sind fein gezackte Blatt- und Blütenzweigmotive, in die Vierpässe auch Blattpalmetten eingestellt. [...] Die scharf gezähnten Blatt- und Blattrankenmotive weisen auf sassanidische Stuckkunst zurück, in der sie als Füllmotiv begegnen, wie etwa an den zylindrischen Pfeilern des Hauptpalastes von Chal Tarkhan. Dort erscheinen sie noch in einer uniformen Wiederholung. In Afrasiab sind sie in reicheren Variationen gestaltet. In diesen Stuckaturen des Samanidenpalastes lebt aber auch die Tradition der frühislamisch-omayyadischen Stuckdekoration weiter" [Franz 79f].

Es finden sich **Flechtbandmuster**, die entsprechende Muster im Wüstenschloß Chirbat al-Mafdschar (ca 725-750) als Vorbild haben. "Diese vorabbasidische frühislamische Dekorationskunst sehen wir in **Afrasiab** im 9. Jahrhundert weitergeführt und mit spezifisch sassanidischen 'Füllmustern' verbunden. Die omayyadischen Vorbilder sind dabei durch Verzicht auf Hinterschneidung und Tiefschnitt zu flach gepreßten Mustern umgebildet worden. In dieser künstlerischen Haltung finden die stilistischen Tendenzen der abbasidischen Kunst des 9. Jh.s ihren Widerhall" [Franz 80]

Ein der Stilentwicklung nach später angebrachter Stuckstreifen ist stärker abstrahiert. "Die Ornamentik hat eine Entwicklungsstufe erreicht,

wie sie zur gleichen Zeit in Samarra in Stil B analog vorliegt, wenn man annimmt, daß die dekorative Ausgestaltung des Samanidenpalastes in der 2. Hälfte des 9. Jh.s erfolgt ist. In Afrasiab hat sich diese Entwicklung aber unabhängig von den Vorgängen im abbasidischen Reichszentrum vollzogen. Sie geht von völlig anderen ornamental Systemen aus" [Franz 83].

In **Nischapur** wurden ornamentale Wandmalereien freigelegt, die dem späten 9. oder frühen 10 Jh. zugewiesen werden. "Das Kompositionsprinzip steht mit der dichten Füllung der Fläche und der Vorliebe für spiralig kreisende Bildungen den Stuckdekorationen im Stil B von Samarra nahe. [...] Als Grundform dient jeweils ein ornamentaler Vierpaß, der dem quadratischen Wandfeld einbeschrieben und mit einem verschlungenen Bandmuster verbunden ist. Die Bände laufen in Hände, Tierköpfe und Augenmotive aus, oder nehmen ein tierähnliches, in dem Wandfeld des Museums von Teheran ein ausgeprägt schlangenhaftes Aussehen an. [...] Hier] ist der große Vierpaß in geschuppte Schlangen aufgelöst. [...] Lebt in diesen 'theriomorphen' Motiven ein vorislamisches mythisches Ideengut weiter? Haben geheime häretische Gruppierungen ihre Vorstellungen oder Symbole in der scheinbar unverfänglichen Wanddekoration zum Ausdruck gebracht" [Franz 109f?]

Auch in Afrasiab und Nischapur können die bisherigen Datierungen nicht mehr beibehalten werden. Wie Samarra A und B und die omaijadische Kunst wandert die Ausschmückung der Säle des Palastes von Afrasiab bis weit ins 10. Jh. Die besonders starken sassanidischen Einflüsse auf einzelnen Reliefs könnten jedoch auf einen Baubeginn noch vor 900 hinweisen. Die ornamental Malereien von Nischapur sind eher in die Mitte des 10. Jhs zu datieren, als Samarra B voll entwickelt war. Die Mausoleen sind dagegen sicher korrekt datiert.

Zusammenfassung

Wenn man die islamische Kunst bis zum 10. Jh. betrachtet, muß man feststellen, daß nach der frühislamischen Phase fast ständig irgendwo sassanidische Renaissancen auftreten. Die erste beginnt schon in der omaijadischen Epoche nach 690, massiv dann unter Kalif Hischam (724-743) in einer Region (Syrien, Palästina), die nur wenige Jahre (613-627) unter sassanidischer Herrschaft gestanden hatte. Während die sassanidischen Einflüsse hier im wesentlichen auf den Bauschmuck beschränkt bleiben, werden nach der

Verlagerung des islamischen Zentrums in den Irak um 750 sassanidische Bauprinzipien angewendet, für die Bindeglieder während der spätsassanidischen und frühislamischen Phase nicht bekannt sind. Das gleiche gilt für die Malerei- und Stuckkunst von Samarra nach 836. Bei den Samaniden schließlich findet man sich gleichzeitig in die Blütezeit der Sassaniden und in die Spätphase der Omaidjen zurückversetzt; und die Bujiden knüpfen zumindest in der Kleinkunst an die Sassaniden an. Diese ständigen Renaissanceen, insbesondere die letzte im 10. Jh., ermöglichen die Zusammenschiebung der frühislamischen Kunst auf einen viel kürzeren Zeitraum.

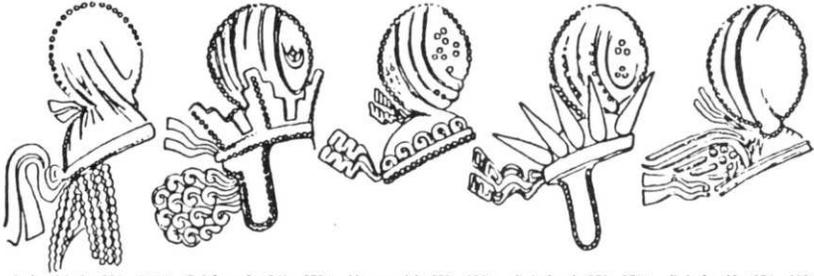
Es wurde vorgeschlagen, 296 Jahre zu streichen und die antike Zeitrechnung aus europäischer Sicht um 614 zu beenden [Illig 1992a]. Im Ge-



Münzen und Medaillen

- 152 A.H. = 769 Halb-Drachme des Gouverneurs Chalid Ibn Barmak, Tabaristan, avers Bildnis Chosraus II.
- 179 A.H. = 795/6 Dirham des Kalifen Harun ar-Raschid, Bagdad; Koransprüche
undat. 808-10 Dirham des Kalifen al-Amin(?), Buchara; avers vergrößertes Bildnis Bahrams V. (420-438), revers Feueraltar
- 241 A.H. = 855/6 Medaillon des Kalifen al-Mutawakkil; avers Brustbild, revers Dromedar mit Treiber
undat. 908-32 Medaillon des Kalifen al-Muqtadir; avers Sitzbild auf Podest mit Weinglas, revers Lautenspielerin
undat. 908-32 Medaillon des Kalifen al-Muqtadir; avers Reiter, revers Zebubulle nach Vorbild der Hindu-Könige von Kabul (!)
- 305 A.H. = 917/8 Dinar des samanidischen Emirs Nasr II., Nischapur
- 325 A.H. = 936/7 Medaillon des Kalifen ar-Radi; revers Koranzitat
- 351 A.H. = 962 Medaillon des bujidischen Emirs Rukn ad-Daula, Rai
- 358 A.H. = 969 Dinar des fatimidischen Kalifen al-Muizz, Kairo; av. Inschrift zum Lobpreis Alis, rev. Namen und Titel des Kalifen, des Imam der Ismailiten
- 363 A.H. = 973/4 Med. des Emirs Izz ad-Daula, Bagdad
[nach Sourdell-Thomine]





Ardaschir I. (224 - 241)* Schäpur I. (241 - 272) Hormusd I. (272 - 273) Bahram I. (273 - 276) Bahram II. (276 - 293)



Bahram III. (293) Narsch (293 - 302) Hormusd II. (302 - 309) Schäpur II. (309 - 379) Schäpur II. (309 - 379)



Ardaschir II. (379 - 383) Schäpur III. (383 - 388) Bahram IV. (388 - 399) Jesdegerd I. (399 - 420) Jesdegerd II. (438 - 457) Bahram V. (420 - 438)



Hormusd III. (457 - 459) Përos (459 - 484) Përos (459 - 484) Baläsch (484 - 488) Kawäd I. (488 - 497 / 499 - 531)



Chossrau I. (531 - 579) Chossrau I. (531 - 579) Hormusd IV. (579 - 590) Chossrau II. (590 - 628) Chossrau II. (590 - 628)



Chossrau II. (590 - 628) Kawäd II. (628) Ardaschir III. (628 - 630) Ardaschir III. (628 - 630) Jesdegerd III. (632 - 633)

Sassanidische Königskronen (224-651)

biet des Sassanidenreiches findet die Transformation von der Spätantike zum Mittelalter unter der Regierung Chosraus II. statt, von dem es heißt, er sei möglicherweise Christ gewesen. Er scheint aber eher die Ausbreitung des Islam begünstigt zu haben. Die Verwechslung ist sicher darauf zurückzuführen, daß sich das Christentum und der frühe Islam zu seiner Zeit noch nicht genügend differenziert hatten. Die Thronwirren nach dem Tode Chosraus, 628, und der endgültige Verfall des Reiches bis 651 unter Jesdegerd III. lassen sich problemlos in der Krisenzeit des 2. Viertels des 10. Jhs. unterbringen, als das Kalifat endgültig in voneinander unabhängige Teilreiche zerfiel, ein Prozeß, der mit der Etablierung der Bujiden in Bagdad 945 abgeschlossen wurde.

Die Nachfolger Chosraus einfach zu streichen, lassen die Münzbilder, z.B. Ardaschirs III. und Jesdegerds III., nicht zu. Sie passen nicht zu früheren Königen gleichen Namens [Gallas 214, Abb.]. Auch die Münzen mit dem Bild der kurze Zeit regierenden Königin Boran passen in keine andere Epoche. Da die Münzen der Sassaniden seit etwa 500 nach Regierungsjahren des jeweiligen Herrschers datiert sind, dürfte auch ein eventueller Fehler in der sassanidischen Chronologie äußerst gering sein, d.h. das Reich ging wirklich erst im 20. Regierungsjahr Jesdegerd III. unter, also 651. Die Endphase der Geschichte des Sassanidenreiches ist aber verfälscht. Statt des großen arabischen Angriffes seit 633 sind hier die bujidischen Eroberungen seit 932 (=636) einzusetzen (gleichzeitige arabische Angriffe von Süden sind nicht auszuschließen). Fraglich ist auch der große Sieg der Byzantiner und Chasaren bei Ninive 627. Er dient lediglich dem Zweck, die Rückeroberung Jerusalems und des Kreuzes Christi sowie den zweiten Verlust der Stadt, diesmal an die Araber, zu erklären.

Ausblick

Die Endphase des Sassanidenreiches ist im Vergleich mit der 1. Hälfte des 10. Jhs. zu untersuchen. Dabei ist nach Personen zu fahnden, die in beiden Epochen ihre Spuren hinterlassen haben. Es fällt auf, daß es im frühen 10. Jh. niemand gibt, der die Rolle Chosraus II. ausfüllen kann; die damaligen Kalifen sind zu schwach. Es wurde aber schon angedeutet, daß die frühbasidische Zeit Parallelen zu den späten Sassaniden bietet. Man könnte die folgenden Gleichsetzungen vornehmen:

| | | | |
|---------|-----------------------------|-----------------------|---------|
| 755 | Revolutionär Abu Muslim | Revolutionär Mazdak | um 528 |
| 754-775 | Kalif al-Mansur | Schah Chosrau I. | 531-579 |
| 775-785 | Kalif al-Mahdi | Schah Hormusd IV. | 579-590 |
| 785-786 | Kalif al-Hadi | Schah Bahram Chobin | 590-591 |
| 786-809 | Kalif Harun ar-Raschid | Schah Chosrau II. | 591-628 |
| 809-813 | Kalif al-Amin (Bruderkrieg) | diverse (Thronwirren) | 628-632 |
| 813-833 | Kalif al-Mamun | Schah Jesdegerd III. | 632-651 |
| 827-849 | Dogma der Mutazila | Islamische Eroberung | 633-651 |

Die besonders glanzvolle erste Phase des Kalifats von Bagdad ist nichts anderes als spätsassanidische Geschichte im arabischen Gewande. In die spätsassanidische Epoche fallen dann auch die Auseinandersetzungen mit denjenigen schiitischen Ketzern, die so schwer von den Manichäern zu unterscheiden sind. Die Mutazila schließlich ist kurz vor dem Untergang des Reiches zum Dogma erhoben worden, womit der Prozeß der Islamisierung seinen Abschluß findet.

Die Geschichte von Haruns Thronfolgeregelung ist zu schön konstruiert, um wahr sein zu können. Die drei Söhne sollen Teilreiche regieren: al-Mamun, der Sohn einer persischen Haremsdame, die persischen Gebiete; al-Mutassim, der Sohn einer türkischen Dame, die an Byzanz grenzenden Gebiete; al-Amin schließlich, der Sohn einer freien Araberin, die arabischen Gebiete und das Kalifat; er muß aber seinen Bruder al-Mamun als Thronerben anerkennen. Als al-Amin diese Nachfolge widerruft, kommt es zum Bürgerkrieg, in dem al-Mamun mit Hilfe seiner chorasianischen Truppen siegt.

Nach 833 regieren al-Mutassim und seine Nachkommen mit der Unterstützung türkischer Prätorianergarden, die aber bald selbst die Macht an sich reißen und die Kalifen zu Marionetten degradieren. Hier sind anscheinend Ereignisse aus dem späten 10. Jh. und dem 11. Jh., als türkische Kondottieri die Macht ergriffen, in die zusätzliche Zeit zurückprojiziert worden.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zur **islamischen Zeitrechnung**. Es gab zunächst zwei voneinander unabhängige Ären, die omajjadische mit dem Epochenjahr nach der Hedschra (konv. 622, Neuberechnet 544 [spätantik]) und eine iranische, die schon im frühen 10. Jh. von den Samaniden in Transoxanien, später auch von den Bujiden im Iran und den Fatimiden in Ägypten bei der Datierung ihrer Münzen verwendet wurde. Nach Strei-

chung von 296 fiktiven Jahren entspricht ihr Epochenjahr dem Jahr 326 (spätantik), fällt also in die Regierungszeit Schapurs II. Durch die Einfügung der fiktiven Jahrhunderte verschob es sich ins Jahr 622. Zur Füllung der leeren Jahrhunderte setzte man es mit dem Hedschrajahr gleich und gewann so schon rund 130 Jahre pseudoislamischer Geschichte (622-750). Die restliche Lücke von 750 bis ca. 900 wurde durch die Arabisierung persischer Geschichte ausgefüllt. Daß die maßgeblichen islamischen Historiker des 10. und 11. Jhs. in Transoxanien wirkten, ist sicher kein Zufall. Es gelang ihnen zwar, eine spannende Geschichte mit Glaubens- und Machtkämpfen zwischen verfeindeten Sekten und Dynastien zu schreiben, doch dachten sie natürlich nicht daran, daß viel spätere Leser ihre Berichte am archäologischen Befund messen würden, der natürlich in situ unverändert blieb.

Literatur

- Cahen, C. (1968): Der Islam I, Fischer Weltgeschichte Band 14; Frankfurt am Main
 Enderlein, V. (1990): Islamische Kunst; Dresden
 Erdmann, K. (1969): Die Kunst Irans zur Zeit der Sassaniden; Mainz
 Franz, H.G. (1984): Von Baghdad bis Córdoba - Ausbreitung und Entfaltung der islamischen Kunst 850 - 1050; Graz
 Frye, R (1962): Persien. Kindlers Kulturgeschichte; München
 Gallas, K. (1976): Iran. DuMont Kunst-Reiseführer; Köln
 Göbl, R (1978): Antike Numismatik, 2 Bände; München
 Illig, H. (1992a): "614/911 - der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert"; in *VFG IV* (4) 79
 - (1992b): "Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine 'beglaubigte' Fälschungsaktion und ihre Folgen"; in *VFG IV* (4) 132
 Kippenberg, H.G. (1991); Die vorderasiatischen Erlösungsreligionen; Frankfurt/M.
 Lombard, M. (1991): Blütezeit des Islam - Eine Wirtschafts- und Kulturgeschichte 8. - 11. Jahrhundert; Frankfurt am Main
 Pander, K. (1982): Sowjetischer Orient. DuMont Kunst-Reiseführer; Köln
 Sourdél-Thomine, J./ Spuler, B. (1973): Die Kunst des Islam. Propyläen Kunstgeschichte Band 4; Berlin
 Zeller, M. (1993): "Das Kalifat der Omaijsaden"; in *VFG*, vorlieg. Heft

Eine frühmittelalterliche Phantomzeit - nachgewiesen in Frankfurter Stratigraphien

Hans-Ulrich Niemitz

In der Nachkriegszeit nutzten die Archäologen die Stadtzerstörungen, um vor dem Wiederaufbau Ausgrabungen in den Stadtzentren vorzunehmen. So arbeitete in Frankfurt am Main eine Gruppe, deren Ergebnisse Otto Stamm 1962 unter dem Titel: "*Spätromische und frühmittelalterliche Keramik der Altstadt Frankfurt am Main* (Schriften des Frankfurter Museums für Vor- und Frühgeschichte)" veröffentlichte.¹ Er konnte dabei Ergebnisse aus 7 Grabungskampagnen zusammenstellen und wesentlich mehr als nur Keramik behandeln.² Im Vorwort schrieb Stamm:

"Der besondere Gewinn der Frankfurter Ausgrabungen besteht in einer, trotz all der vorhandenen großstädtischen Erdstörungen, immerhin recht sauberen und reichlichen *Schichtenfolge* [...] In Kapitel II haben wir versucht, diese Schichten in ein stratigraphisches Schema zu bringen" [Stamm 1962, 56].

Dieses stratigraphische Schema birgt - insbesondere für die Schicht 5 - erhebliche Probleme. Sie lassen sich mit der These, daß die Historiker im Mittelalter für die Zeit von etwa 600 bis 900 dreihundert Jahre zuviel zählen, sinnstiftend lösen. Im folgenden zeige ich *erstens* das Kernproblem der Stratigraphie: Die Schicht für die Zeit von 210 bis 910 (Schicht 5) ist für den ihr zugeordneten Zeitraum von 700 Jahren viel zu dünn.

Zweitens wird erkennbar, wie sich die Ausgräber und Interpreten der Schichtenfolge in dem Bemühen winden, sowohl lückenhafte Stratigraphien zu flicken als auch ein "historisch gesichertes" Datum einzubeziehen. Sie spüren die Widersprüche, können sie aber (wegen unbewußt eingebautem Denkverbot) nicht benennen, weil sie sonst schon 1962 die dreihundert Jahre Phantomzeit hätten postulieren müssen. Zur Rettung des chronologischen Schemas führen sie Nebenschichten ein und kreieren nur lokal anzu-treffende Schichten.

1. Alle hier wiedergegebenen Abbildungen stammen aus Stamms Schrift.

2. H. Illig machte mich auf Stamms Buch und seine Konsequenzen aufmerksam.

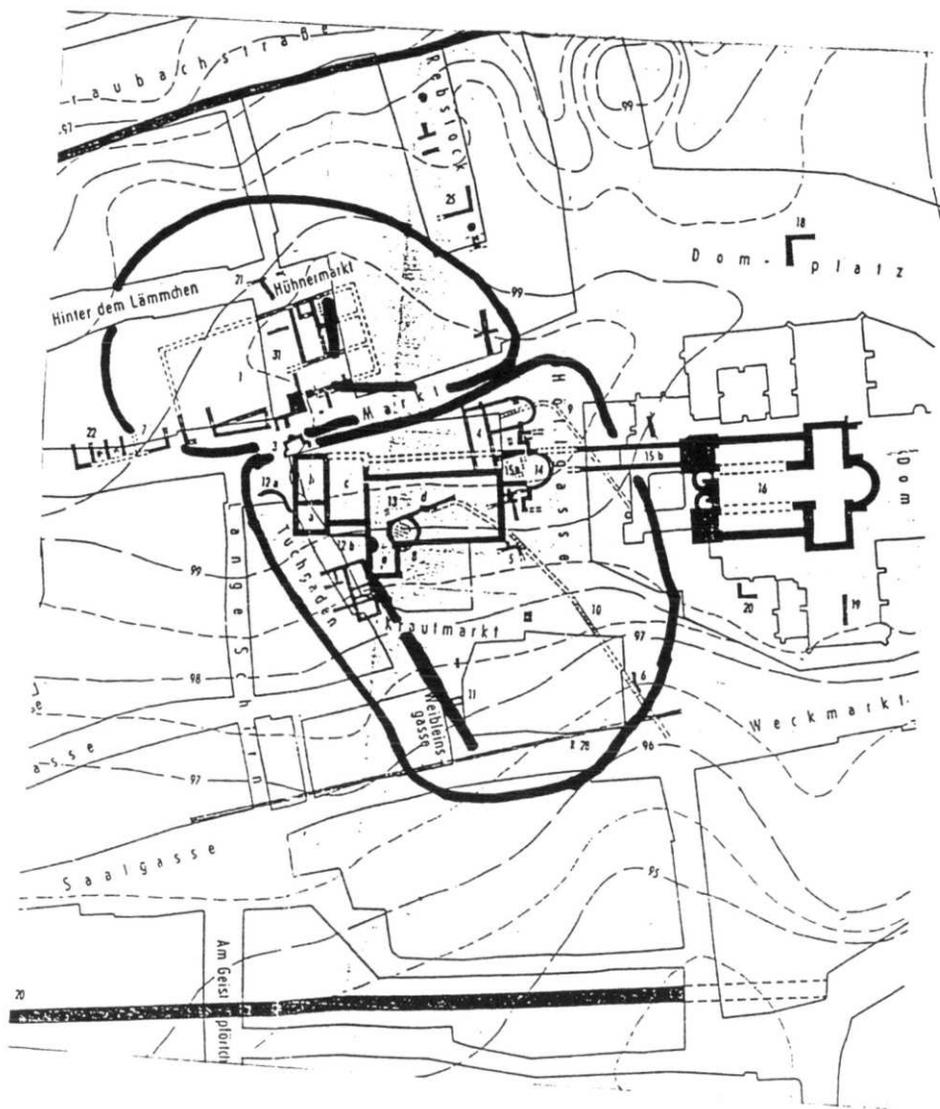


Abb. 1: Altstadtgrabung in Frankfurt/M., Stand 1961. Ausschnitt aus der Stadtkarte im Maßstab 1:1250 zwischen Römer und Dom. Die obere Einkreisung markiert den Bereich außerhalb der Pfalzgebäude (dort keine "karolingische" Bautätigkeit), die untere Einkreisung den Bereich innerhalb der Pfalzgebäude (mit "karolingischer" Bautätigkeit).

Zu dünne Schichten

Otto Stamm unterscheidet zehn Hauptschichten mit zugeordneten Geländehöhen bzw. Laufflächen. *Geländehöhen* stellen deutlich erkennbare Grenzen bzw. Grenzsichten zwischen den eigentlichen "dicken" *Schichten* dar. Eine Geländehöhe bildet im allgemeinen die Basis für eine Schicht, so daß sich zum Beispiel der Geländehöhe 9 (= G9) die darüberliegende Schicht 9 (= 9) zuordnet (s.a. die abgebildeten Stratigraphien, Abb.2/3).

Es folgt eine tabellarische Darstellung der Schichten. Die Zeitangaben sind pseudogenau und aus Aussagen gewonnen wie zum Beispiel "im dritten Viertel des 3. Jahrhunderts". Die Zahlenangaben sind nötig, um die Länge der Zeiträume zu verdeutlichen. Mit Einrahmungen versehene Schichten sind Parallelschichten (hier Schicht 2/3 parallel zu Schicht 2, 3 und 4 sowie Schicht 6 zeitweise parallel zu Schicht 5):

| Geländehöhe | Schicht | Zeit | Zeitraum | Schicht- + Gel.höhendicke |
|-------------------------|------------------------|------------|-----------|------------------------------|
| G10 (17 cm) | 10 | 1375-1958 | 583 Jahre | - |
| G9 (5 cm) | 9 | 1250-1375 | 125 Jahre | 43 cm |
| G8 (8 cm) | 8 (20 cm) | 1150-1250 | 100 Jahre | 28 cm |
| G7 (11 cm) | 7 (15 cm) | 910-1150 | 240 Jahre | 26 cm |
| G6, a, d | 6 | 810- 910 | 100 Jahre | 11 cm |
| - | 5 (40 cm) | 210- 910 | 700 Jahre | 40 cm |
| - | 2/3 | 83- 210 | 127 Jahre | 25 cm |
| G4 (7 cm) | 4 ³ (28 cm) | 165- 210 | 45 Jahre | 35 cm |
| G3 (7 cm) | 3 (20 cm) | 117- 165 | 48 Jahre | 27 cm |
| G2 (xx cm) ⁴ | 2 (xx cm) | 83- 117 | 34 Jahre | (xx cm) |
| - | 1 | präh. - 83 | ? | 38 cm |

3. Schicht 4 existiert nur an wenigen Stellen; sie entspricht römischem Bauschutt, aufgeschüttet um ca. 200. G4 existiert nur außerhalb der Pfalzgebäude.

4. Bei xx-Angaben waren bei Stamm keine Zahlenangaben zu ermitteln.

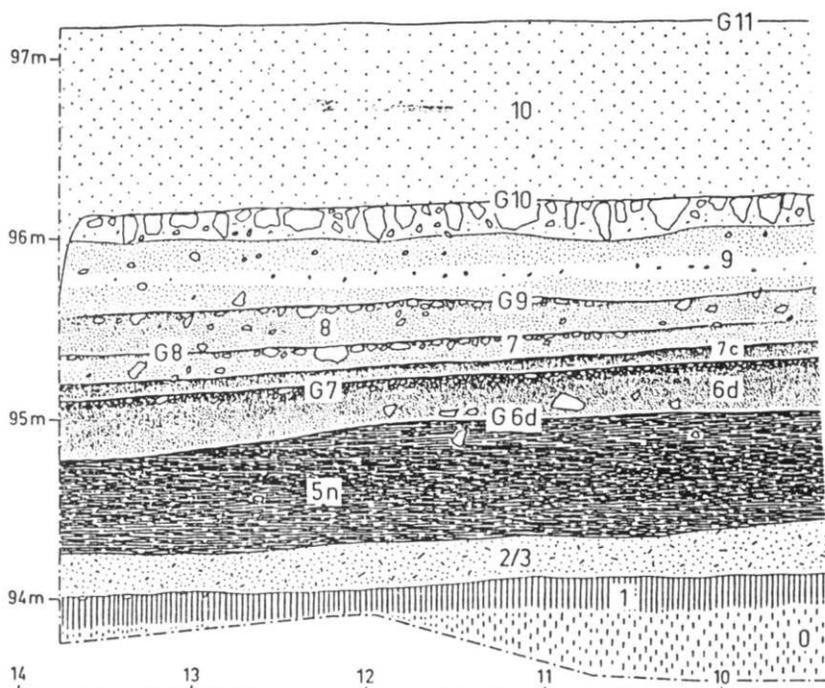
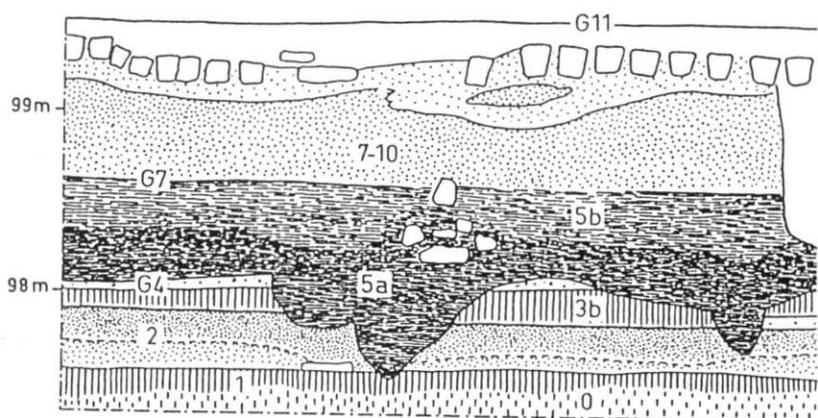


Abb. 2: Leitprofil der Altstadtgrabung, Maßstab 1:40. Stratigraphie **außerhalb** von Pfalzgebäuden, **ohne** "karolingische" Bautätigkeit": Markt, Nordprofil
 Abb. 3: Stratigraphie **innerhalb** von Pfalzgebäuden, **mit** "karolingischer" Bautätigkeit: Weibleinsgasse, Westprofil

Der Schicht 5 gilt unsere Aufmerksamkeit. Stamm schreibt, daß dieser frühmittelalterliche Abschnitt schwer erfaßbar ist und fügt hinzu:

"Weiter zeigt diese Untersuchung, daß die schwarze Schicht im Verlauf der 650 Jahre⁵ recht *stetig und in sich kaum gestört* [...] in einer *kontinuierlichen Besiedlung* hochgewachsen ist. *Indes mit 40 - 60 cm mittlerer Stärke erscheint Schicht 5 für den langen Zeitraum nicht allzu mächtig*, wenn man erwägt, daß während der 170 Jahre römischer Okkupation die Oberfläche durchschnittlich um 60 cm anwuchs" [Stamm 1962, 76; hier und im folgenden meine Hvhg.].

Eine überschlägige Rechnung zeigt, daß sich die Wachstumsgeschwindigkeiten zwischen Römerzeit und Merowinger-Karolinger-Zeit etwa um den Faktor 5 unterscheiden:

Römer: $600\text{mm}/170 \text{ Jahre} = 3,53 \text{ mm/Jahr}$
Merowinger-Karolinger: $500\text{mm}/700 \text{ Jahre} = 0,714 \text{ mm/Jahr}$

Mit "römischer Wachstumsgeschwindigkeit", die fünfmal größer ist als die "fränkische", stünde die schmale Schicht der gesamten spätrömischen, der Merowinger- und Karolingerzeit (700 : 5) für lediglich 140 Jahre; doch die bei dieser Rechnung unterstellte konstante Wachstumsgeschwindigkeit wäre ein bloßes Postulat. Trotzdem verlangen diese großen Unterschiede eine Erklärung.

Stamm unterteilt Schicht 5 in drei Teilschichten und eine Geländehöhe. **Schicht 5a** überstreicht den Zeitraum von 210 bis 405; darüber folgen Geländehöhe 5b mit einer Dauer von 405 bis 450 und **Schicht 5b** für den Zeitraum von 450 bis 650 (Abb.2 oben). **Schicht 5c** - datiert für die Zeit von 650 bis 890/910 - hat Stamm regelrecht "hinzugemogelt", wie seine Diskussion zeigt. Diese Schicht besteht aus Hausgruben, verfüllt mit merowingischen und frühkarolingischen Scherben. Angesichts einer "recht **homogenen Einfüllung**" möchte man gar nicht glauben, daß diese Gruben 250 Jahre offen standen und "teils mit älteren Kulturschichten und ihren

5. Nach meiner Rechnung 700 Jahre; aber die Zeitangaben sind so vage, daß diese 50 Jahre wenig bedeuten...

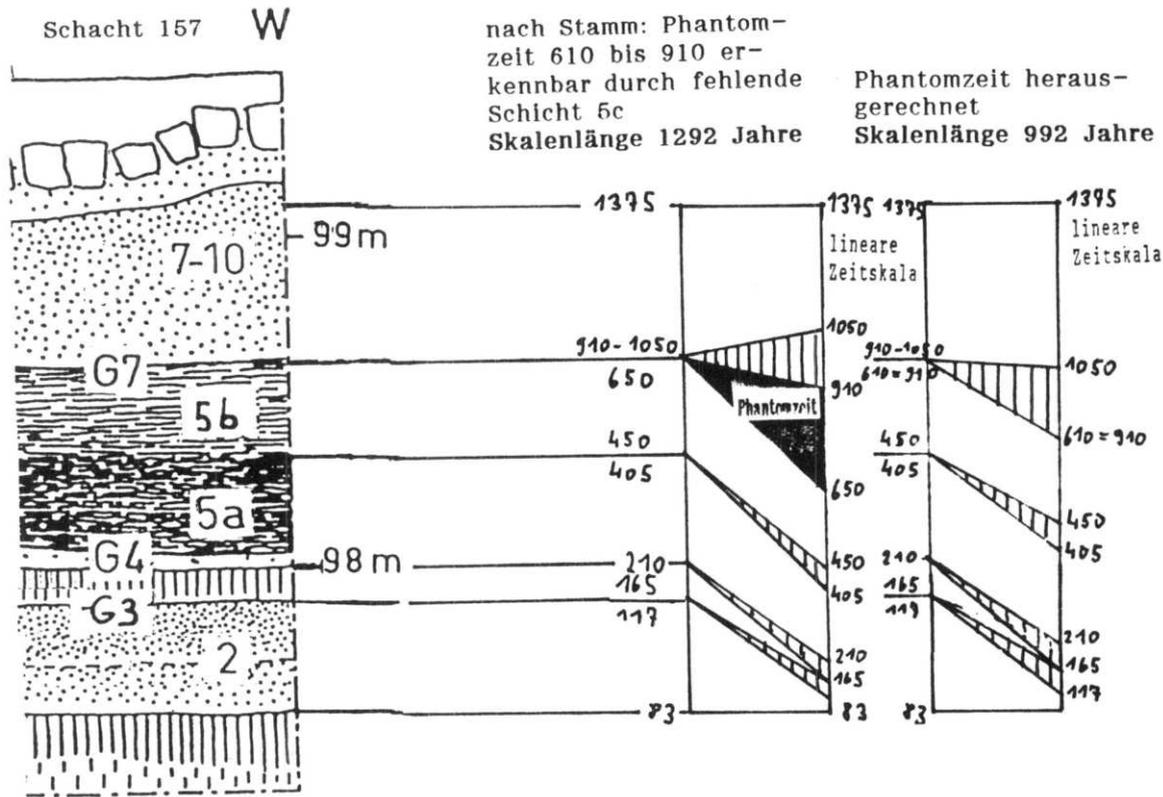


Abb. 4: Vergleich Schichtenfolge - Zeitskala außerhalb der Pfalzgebäude, linker Block mit Phantomzeit, rechter Block ohne Phantomzeit (Gesamtsicht der Schicht s. Abb. 2)

Einschlüssen, wohl in spätkarolingischer Zeit allmählich zugefüllt worden sein" sollen. Außerdem ist diese ominöse Schicht 5c selten anzutreffen, denn Hausgruben finden sich nur spärlich: Meistens fehlen sie, womit auch die ihnen entsprechenden 250 Jahre fehlen.

Diese Schicht 5c ist eine Pseudoschicht; sie taucht in den Abbildungen der Stammschen Veröffentlichung bezeichnenderweise nicht auf, kann also allenfalls den Originalzeichnungen der Ausgräber entnommen werden. Stamm gibt immerhin die Enddatierung der Schicht 5b an, die der Anfangsdatierung der Schicht 5c entspricht. Mit 650 "ist die obere Zeitgrenze der Schicht **zumindest** bis ins 7. Jahrhundert hinein festgelegt" [Stamm 77]. Nimmt man diese Enddatierung ernst, dann überstreicht die Pseudoschicht 5c mit ihrer Datierung 650-910 sogar relativ genau die postulierten 300 Phantomjahre von etwa 615 bis 910.

Abbildung 4 zeigt einen typischen Schnitt für Grabungen außerhalb der Pfalzgebäude. Die Schichten 5a und 5b sind markiert mit den ihnen von Stamm zugeordneten Zeiten: 5a von 210-405 und 5b von 450 bis 650 (oder sogar nur bis 610), Schicht 5c fehlt. Rechts befindet sich eine lineare Zeitskala: Linien verbinden die Schichtgrenzen und die entsprechenden Zeitpunkte auf der Zeitskala und zeigen die Verzerrungen. Geländehöhen, die längere Zeit bestehen, fächern sich zu senkrecht schraffierten Dreiecken auf (G3 von 117 bis 165, G4 von 165 bis 210, G7 von 910 bis 1050 sowie eine nicht benannte Geländehöhe zwischen 5a und 5b von 405 bis 450). Die fehlende Schicht 5c markiert sich als schwarz ausgemaltes Dreieck (5c von 650 bis 910) und verdeutlicht die Phantomzeit.

Kurz gesagt: Die Schicht 5, die den Zeitraum von etwa 210 bis 910 abdeckt, ist zu dünn für eine postulierte Zeitdauer von 700 Jahren. Die (Pseudo-)Teilschicht 5c entpuppt sich als (Pseudo-)Lieferant von rund 300 Phantomjahren für die "Zeit" von etwa 610 bis 910.

Pseudoschichten und Pseudogeschichte

Für die Schichten 5 und 6 unterscheidet Otto Stamm zwei Gebiete. Die oberen Abschlüsse, d.h. die Zeitstellungen der Schichten 5 und 6 erweisen sich als problematisch:

"Abgeschlossen wird Schicht 5 im allgemeinen von der Pfalzauflähe (Geländehöhe 7 [um 910]) oder von noch jüngerer Schichten. **Nur unter den Pfalzbauten** oder in deren nächster Umgebung sowie in den Schächten der Weibleinsgasse liegen die Verhältnisse anders.^[6] Hier bilden die älteren Schichten 6a, b, c [älter als Geländehöhe 7] jeweils die hangende Schicht. **Wir trennen daher diesen**, eine nicht so große Zeitspanne umfassenden **Bereich der Gesamtschicht 5** zur schärferen Datierungsmöglichkeit als "**Nebenschicht 5n**" ab. In einer gewissen Entfernung vom Pfalzgebäude wuchs die Schicht 5 teils noch bis in das 10. Jahrhundert hinein an." [Stamm 74; vorliegende Abb.3]

Der Schicht 5 billigt also Stamm unter den Pfalzbauten weniger Zeit zu als anderswo. Sie darf hier nicht bis etwa 910, sondern nur **bis etwa 822 reichen, dem historisch überlieferten und geglaubten, also nicht über die Archäologie bestimmten Baujahr der Pfalz Ludwig des Frommen.** Daß Schicht 5 innerhalb der Pfalz viel kürzer datiert als außerhalb, wird kaschiert durch den "Trick", die Teilschichten außerhalb der Pfalz mit anderen Kürzeln zu belegen als innerhalb.

Die Archäologen geben der Schicht zwischen den Geländehöhen G6d bzw. G6a und G7 innerhalb der Pfalzbauten die Nummern 6a,b,c,d (vergleiche das Schema unten); diese Schichten verbinden die untere Geländehöhe "G6d"/Weibleinsgasse (Zeitstellung etwa 814) bzw. G6a/ Höllgasse mit der oberen Geländehöhe G7 (Zeitstellung etwa 910) und stehen für etwa 100 Jahre.

Die Schichten 6a und 6b überlagern sich - zum Teil in vertauschter Reihenfolge! - innerhalb von Pfalzgebäuden; **Schicht 6a** besteht aus Bauschutt (Zeit etwa 815-822), **Schicht 6b** ist eine Lehmplanierschicht mit 5-20 cm Dicke (selbe Zeit). **Schicht 6c** - im weiteren nicht betrachtet - besteht aus Schutt und findet sich in der Nähe von Gebäuden ersatzweise an Stelle der Schichten 6a und 6b. Die Schicht 6 ist nicht gewachsen, sondern schnell aufgeschüttet worden, so daß sich ihre obere Zeitstellung nicht durch ihre Dicke, sondern nur durch die Datierung der Geländehöhe G7 bestimmt.

6. Man sollte besser Gebiete *ohne* karolingische Bautätigkeit (= außerhalb der Pfalz) und solche *mit* karolingischer Bautätigkeit (= innerhalb der Pfalz) unterscheiden.

Geländehöhe G6 und Schicht 6 haben nach Stamm diesselbe Zeitstellung, sind also zeitgleich! **Geländehöhe G7** ist an sehr vielen Stellen zu finden, also vertrauenswürdig, und liegt entweder direkt auf der Schicht 5 oder - wenn vorhanden - auf der Schicht 6. Die Zeitstellung der Geländehöhe G7 bzw. die Zeitgleichheit mit der Geländehöhe G6 zwingt Stamm zu einem Zeitspagat:

"Sie [G7] wird daher nicht allzulange nach Errichtung der Pfalzgebäude [814] angelegt worden sein und zwar [...] noch [...] in der ottonischen Periode des 10. Jahrhunderts" [Stamm 84].

Nun setzt die ottonische Periode allerfrühestens mit Heinrich I. im Jahre 916 ein, wahrscheinlicher mit Otto I. im Jahre 936, noch wahrscheinlicher mit der sich belebenden Bautätigkeit ab 950. Es wäre sogar vorstellbar, daß erst unter Otto III. (ab 983) hier gebaut worden wäre. Auf jeden Fall wird die Zeit zwischen 814 und zumindest 916 schlicht übergangen. Der Spagat über (weit) mehr als 100 Jahre wird getarnt mit Hilfe spekulativ angenommener mehrfacher Bautätigkeit:

"Das Kiespflaster wird man nun nicht überall zu gleicher Zeit hergestellt haben. Es sind verschiedene Arbeitsgänge **denkbar**, wie die stellenweise übereinanderliegenden Pflasterdecken deutlich machen, doch werden diese zeitlich nicht allzuweit auseinanderliegen, und sie beeinflussen die Chronologie der Keramik nicht wesentlich." [Stamm 84]

Die Keramikfunde deuten also auf einen kurzen Zeitraum hin, während die mehrfachen Pflasterungen auf einen langen Zeitraum hinweisen sollen. Diesem Widerspruch kann eine Hypothese gegenübergestellt werden.

Eine Hypothese

Wenn man die Struktur der Schichten 5a, 5b und 5n vergleicht, ergibt sich, daß 5a (außerhalb der Pfalz) und 5n (innerhalb der Pfalz) sehr ähnlich sind. Das hieße, Schicht 5n reicht wie Schicht 5a bis etwa 405 (**und nicht bis 814!**). In nachfolgendem Schema sind meine hypothetischen Jahreszahlen fett gedruckt.

Frankfurter Schichten

| ohne | karolingische(r) Bautätigkeit | mit |
|---|-------------------------------|--|
| (= außerhalb der Pfalz) | | (= innerhalb der Pfalz) |
| <p>≈ 610 (= 910) ----- G7 --</p> <p style="padding-left: 40px;">Schicht 5b, (5c?)</p> <p>≈ 405 ----- G5b -</p> <p style="padding-left: 40px;">Schicht 5a</p> <p>210 ----- G4 --</p> <p style="padding-left: 40px;">Schicht 3b</p> | | <p>-- G7 ----- 910</p> <p style="padding-left: 40px;">Schicht 6a,b,c,d</p> <p>-- G6d ----- 814</p> <p style="padding-left: 40px;">Schicht 5n</p> <p>----- 210</p> <p style="padding-left: 40px;">Schicht 2/3</p> |

Die Geländehöhe G6d (innerhalb der Pfalz) entspricht G5b (außerhalb der Pfalz). Die Schicht 6d (nun von 450 bis 610=910) entspricht der Schicht 5b (auch von 450 bis 610=910). Die Hypothese lautet also:

Schicht 5a = 5n (210 bis 405)
 Schicht 5b = 6d (450 bis 610=910).

Daran schließt jeweils "harmonisch" die Geländehöhe G7 an (G6 gibt es außerhalb der Pfalzgebäude nur als G7), die innerhalb der ottonischen Zeit bleibt.

Die Abbildungen 4 und 5 zeigen zwei typische Schnitte für Grabungen außerhalb und innerhalb der Pfalzgebäude. Wie schon für Abb. 4 weiter oben erklärt, verbinden Linien die Schichtgrenzen und - jeweils rechts markiert - entsprechende Zeitpunkte einer linearen Zeitskala. Die Zuordnungen zeigen die Verzerrungen, so z.B. Abbildung 5, daß die Schicht 5n zu langsam wächst, wenn Stamms Zeitansätze benutzt werden (insbesondere sorgt die Zeit von etwa 600 bis 900 für Verzerrungen).

Die Abbildung 4 bringt im mittleren und rechten Block wieder den Schnitt, diesmal aber mit einer Zeituordnung gemäß der oben geäußerten Hypothese und ohne die Phantomzeit von 300 Jahren, also unter der Annahme 610=910. Abbildung 5 zeigt im mittleren Block die Phantomzeit zusammen mit der Annahme, daß G6d statt zu 814 zu 405 gehört, und dann - im rechten Block - die Verhältnisse bei entfernter Phantomzeit. Die Verzerrungen verkleinern sich deutlich, wobei es zu beachten gilt, daß die Skalen trotz gleicher cm-Länge verschiedene Zeiträume umfassen! Diese

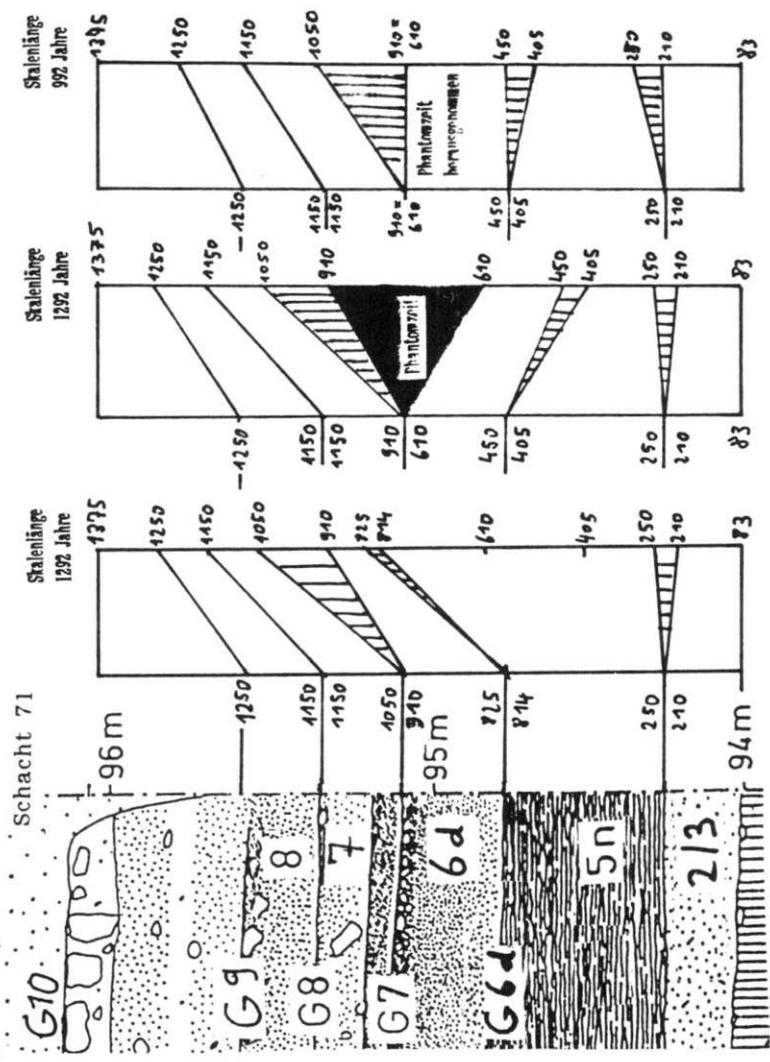


Abb. 5: Drei Vergleiche Schichtenfolge - Zeitskala innerhalb eines Pfalzgebäudes, also mit "karolingischer" Bautätigkeit. Linker Block datiert nach Stamm, mittlerer und rechter Block entsprechend Hypothese: G6d entspricht dem Jahr 405, Schicht 6d reicht von 450 bis 610=910. Der rechte Block zeigt die lineare Zeitskala ohne die Phantomzeit. (Achtung: Der Zeitmaßstab ist entsprechend der Schichtendicke verändert.) Die Verzerrungen sind fast verschwunden.

Veränderung wurde vorgenommen, weil es hier um die *Relationen*, nicht um die absoluten Längen der Zeitabschnitte geht. (Die Skala für 992 Jahre wäre sonst natürlich kürzer als die für 1292 Jahre.)

Summarisch genommen zeigen die Schichtenfolgen innerhalb und außerhalb der Pfalzbauten gute Übereinstimmung, wenn man die Phantomzeit (610 bis 910) herausnimmt und die nur innerhalb der Pfalzbauten anzutreffende Schicht 6 (a,b,c,d) gleich(zeitig) setzt mit der außerhalb der Pfalzbauten zu findenden Schicht 5b. Damit entfällt das krampfhaft Hochziehen der Geländehöhe G6d auf 814; sie gehört in die Zeit 405 bis 450; auf ihr liegt die Schicht 6, die von 450 bis 610=910 reicht. Geländehöhen G5b und G6d entsprechen einander und können vielleicht als Ergebnis frühmerowingischer Bautätigkeit interpretiert werden.⁷ Der Beginn der Geländehöhe G7 schwankt in ihrer Zeitstellung zwischen 910 und 985.

So vage die hier dargestellten Datierungen zu sein scheinen, so läßt sich doch eines mit Sicherheit sagen: Die Zeitansätze Otto Stamms sind mit dieser Betrachtung derart fraglich geworden, daß neue Antworten notwendig werden. Ob die von mir genannten hypothetischen Annahmen bereits die entgültigen Antworten sein werden, ist erst die zweite Frage.

Dr. Hans-Ulrich Niemitz, 10557 Berlin, Klopstockstr. 18

7. Damit erklärt sich vielleicht, daß Schicht 6d wie 6a,b,c Aufschüttungen sind, die das Niveau des Pfalzgebäudes auf das inzwischen hochgewachsene Umland bringen sollte.

Planetoiden contra Planeten ?

Szenarien von Hofer, Naudiet, Spedicato und Stender

Horst Friedrich · Herbert Hofer · Heribert Illig

Während sich in der Neuen Welt die velikovskyanische Sektion lange, allzu lange darum bemühte, die Rolle des Saturn im Kampf der Planeten zu bestimmen, gingen orthodoxe wie unorthodoxe Forscher aus dem Alten Europa daran, die auf der Erde immer häufiger aufgespürten Einschlagskrater ins katastrophistische Paradigma zu integrieren.

Den Auftakt bildete wohl 1982 die Buchveröffentlichung der Astronomen Victor Clube und Bill Napier. Seitdem treten immer neue Autoren mit Szenarien an die Öffentlichkeit, wobei erste Ansätze schon Jahre früher in Umlauf kommen konnten als die eigentlichen Drucklegungen. Hier sollen - ohne Anspruch auf Vollständigkeit - vier Überlegungen der letzten zwölf Jahre vorgestellt werden. *Herbert Hofer* kommt in eigener Sache zu Wort [veränderter Auszug aus 1993], Dr. Horst Friedrich stellt den Entwurf von *Emilio Spedicato* vor, während H. Illig in Kürze die Gedanken von *Walter Stender* und *Armin Naudiet* umreißt.

Stenders Planetoid: Phaéton

hi

1953 nahm Pastor Jürgen Spanuth Platos Erzählung im *Timaios* ernst und suchte nach Atlantis. Er fand es schließlich in Helgoland. Diese These steht hier nicht zur Debatte, sondern es geht allein um die These, daß der Untergang von Atlantis durch den Einschlag eines Himmelskörpers verursacht worden sei.

"So mag es wohl so sein, daß, wie die vielen alten Überlieferungen berichten, jene 'feurige Kugel', die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert v.Chr. auf einer sonnennahen Bahn um die Erde kreiste und von dem Teile schließlich niederstürzten, die Ursache für die weltweiten Austrocknungen, Feuerbrände, Erdbeben und Meeresüberschwemmungen gewesen ist" [Spanuth 1965 228].

Spanuth stieß also auf dieselben Befunde wie Velikovsky, schloß aber aus dem "kreisenden Stern Sekhmet" [226] nicht auf eine vorbeiziehende Venus, sondern auf einen vom Himmel auf die Erde gefallenen "Stern", ohne damals eine himmelsmechanische Hypothese präsentieren zu können.

In Kenntnis von I. Velikovskys und J. Spanuths Thesen stellte **Walter Stender** 1982 in einem Manuskript dar, "daß es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um einen sogenannten Planetoiden handelte". Um sich über dessen Bahn und Kollision klarzuwerden, orientierte sich Stender an alten Berichten, die von einem längeren Dahinziehen des "Ungeheuers" am Himmel berichten. Das würde bedeuten, daß der fragliche Körper nicht direkt auf der Erde eingeschlagen ist, sondern monatelang auf elliptischer Bahn um die Erde kreiste (ca. 16- bis 12mal pro Tag), um schließlich unter dem bremsenden Einfluß der Luftreibung auf die Erde zu prallen. Seine Geschwindigkeit relativ zur Erde kann mit 7 bis 8 km/sec errechnet werden. Er scheint von recht unregelmäßiger Gestalt gewesen zu sein, deren größte Länge wahrscheinlich 3 km betrug.

Stender suchte wie Spanuth die griechischen Ursprünge im Norden, was ja einige Apollo-Mythen nahelegen. Deshalb kam für beide als Eridanus, in den Phaëton gestürzt war, nicht die Po-Ebene in Frage. Und so bestimmte Stender das "Helgoländer Loch" als Einschlagkrater. Aus den Abmessungen dieser sich über maximal 37 km erstreckenden, heute 57 m tiefen Mulde südlich von Helgoland folgerte er einen Einschlag vom Westen her in flacher Flugbahn, der mit einer Wucht von ca. 31 Billionen Tonnen erfolgt sei.

Den Zeitpunkt für dieses Geschehen siedelt Stender am Übergang von der 19. zur 20. ägyptischen Dynastie an und verbindet - wegen der in Folge ausbrechenden Vulkane - auch die Santorin-Explosion damit. Dieser Schluß ist auch geographisch zulässig, weil das östliche Mittelmeer im überflogenen Gebiet liegt, das sich gemäß der Hypothese zwischen dem 20. und 57. Breitengrad erstreckt.

Während die geschilderten Katastrophenfolgen nicht über Velikovsky oder Spanuth hinausgehen, tritt der neue Gedanke hinzu, daß Phaëton das Bruchstück eines Asteroiden ist, also ein Teil jenes Planeten, der einst zwischen Mars und Jupiter gekreist sein muß. Der Autor reiht ihn unter die Ceres-Trümmer ein.

Obwohl Stenders Studie unveröffentlicht blieb, fand sie dennoch Eingang in die Literatur. Spanuth hat sie 1985 in sein Buch "Die Phönizier" übernommen [S.34-39] und gemäß antiker Überlieferung mit der Deukalionischen Flut verknüpft.

Eine allzulang verdrängte Alternative zu Velikovsky Horst Friedrich, Wörthsee

In einer ungemein verdienstvollen, gründlichen Arbeit hat der Physiker und ehemalige NASA-Mitarbeiter **Emilio Spedicato** erstmals 1985, dann 1990 und 1991 untersucht, inwieweit Planetoiden vom Typ des 1932 entdeckten "Apollo" - man könnte sie auch "Kometoiden" nennen - für die prä- und protohistorischen Kataklysmen verantwortlich gemacht werden müssen. Keine Diskussion dieses so überragend wichtigen Problemkomplexes wird zukünftig an dieser Arbeit vorbeikommen.

Spedicato hebt hervor, daß wir erst seit den Siebzigerjahren genügend Informationen über diese Objekte - und zur mutmaßlichen Entstehung der vielen Einschlagskrater auf Erde und Mond - besitzen, und daß Velikovsky, der diese Informationen noch nicht besaß, gewissermaßen notgedrungen auf seine Venus-Mars-Szenarien ausweichen mußte, die ihm so viel unakademisch-giftige Attacken seitens des Establishments eintrugen. Spanuth [1965, 160-210], der die Naturkatastrophen der Seevölkerzeit dem "Kometen" Phaëton zuschrieb, lag damit wohl richtiger.

Die Apollo-Planetoiden bewegen sich auf relativ stark elliptischen Bahnen, deren Perihelie innerhalb der Erdbahn liegen, wodurch Erd- und Planetoidenbahn sich kreuzen und Kollisionen sich ereignen können. Man schätzt, daß es mindestens 1.000 Apollo-Objekte mit einem Durchmesser von 1 km und darüber gibt; rund 100 davon hat man bisher beobachtet. Eine Abschätzung der Kollisionswahrscheinlichkeit zwischen der Erde und einem Apollo-Planetoiden ergibt, daß für die großen Exemplare (etwa 10 km Durchmesser) nur alle 50-100 Mio. Jahre mit einem solchen Ereignis zu rechnen ist. Hingegen ist bei den kleineren Apollo-Objekten (100-200 Meter Durchmesser) alle paar Jahrhunderte mit einer Kollision zu rechnen. Einmal in 100 Jahren wird ein Mitglied von mindestens 1 km Durchmesser der Erde näher kommen als der Mond.

Spedicato betrachtet ein "typisches" Apollo-Objekt von 1,4 km Durchmesser und 25 km/sec Geschwindigkeit relativ zur Erde, dessen kinetische Energie der Explosion von 1.000.000 Ein-Megatonnen-Wasserstoffbomben oder dem 3.000fachen der Energie des größten beobachteten Erdbebens äquivalent wäre. Er untersucht dann die Folgen eines Einschlags eines solchen Objekts einmal auf kontinentalem Festland, einmal in den Ozean.

Zunächst breitet sich in jedem Falle in der Erdatmosphäre mit enormer Geschwindigkeit eine auf Hunderte von Kilometern tödliche Druck- und Hitzewelle aus. Bei einem der seltenen großen Apollo-Objekte wäre sogar noch in einer Entfernung von 2.000 km vom Einschlagpunkt vorübergehend mit Windgeschwindigkeiten von 2.400 km/h und einer Hitzewelle von fast 500° zu rechnen. Zugleich würde in der Erdatmosphäre C¹⁴ erzeugt, was wesentliche Ergebnisse der Radiokarbon-Datierungsmethode in Frage stellt.

Die spektakulärsten Folgen des Aufschlags auf kontinentalem Festland wären ein weltweites starkes Erdbeben, eine enorme stratosphärische Staubschicht, weltweite Vulkanausbrüche, im Falle größerer Objekte sogar Entstehung neuer Gebirge respektive ein erneuter Orogenese-Schub bei bestehenden Faltengebirgen. Die stratosphärische Staubschicht hätte Abkühlung über den Kontinenten zur Folge, was weltweit anhaltende Orkane mit enormen Niederschlägen hervorrufen würde, die in niederen Breiten zu Pluvialzeiten führen würden, wohingegen in höheren Breiten Dauerblizzards in kürzester Zeit eine Eiszeit entstehen ließen.

Da zwei Drittel der Erde mit Wasser bedeckt sind, stürzt jedoch die große Mehrzahl der mit der Erde kollidierenden Planetoiden in flache Schelfmeere oder in die Tiefsee. Hier wären weltweite Tsunamis die Folge, die große Teile der Kontinente überfluten würden. Oft wird der "typische" Apollo-Planetoid den dünnen Tiefseeboden durchschlagen, was gewaltige Magmaausbrüche ins Meer zur Folge hätte, die wiederum infolge gewaltiger Wolkenbildung zu sintflutartigen Dauerwolkenbrüchen, erinnernd an die biblische Sintflut-Tradition, führen würden. Ein solcher Einsturz ins Meer wird eine bestehende Eiszeit beenden, da Tsunamis mit relativ warmem Salzwasser die vereisten Kontinentalgebiete überfluten und warme Dauerwolkenbrüche auf ihnen niedergehen würden.

Spedicato stellt zur Diskussion, daß Platos Bericht vom plötzlichen Untergang des legendären Atlantis von einem solchen Planetoiden-Einsturz in den Atlantik handelt, dessen Tsunamis Amerika, Europa und Afrika verwüsteten. Er rechnet damit, daß das Meer damals Tausende von Kilometern ins Amazonastiefland und in die Sahara eindrang, und daß die Verwüstung sich auch auf das ganze Mittelmeergebiet erstreckte. Er konstatiert: "Kein Bauwerk entging der Vernichtung durch die Tsunamis und das ihnen vorauseilende Erdbeben; ein Tsunami dieser Größenordnung legt nicht nur eine Stadt in Trümmer, sondern trägt diese Trümmer

auch in weite Entfernung, sodaß praktisch keine Spur mehr übrigbleibt" [Spedicato 1991, 14].

Einem vom Verfasser vorgetragenen Szenario [Friedrich 1988, 1990] zufolge existierte einst, zur Zeit der Megalithbauten, an den atlantischen Küsten Europas, von Marokko bis Südkandinavien, eine "iberische" Hochkultur, zweifellos mit zahlreichen Seehäfen und befestigten Städten, die aber - da bisher unauffindbar - als ein gänzlich hypothetisches Postulat erschien. Die Worte Spedicatos machen verständlich, warum nichts mehr zu finden ist. Auch zu der von Topper [1977] gegebenen Beschreibung der wiederholten kataklysmischen Heimsuchungen der iberischen Halbinsel und der Vernichtung der einst dort existierenden Hochkulturen scheint Spedicato eine unentbehrliche Abrundung des Gesamtbildes beizusteuern.

Mit der qualifizierten und überzeugenden Arbeit von Spedicato ist die Planetoidenkollisionsthese, mit der sich neben Spanuth auch andere Forscher beschäftigt haben, die aber durch Velikovskys Charisma unter den Neo-Katastrophisten in den Hintergrund gedrängt worden war, wieder in ihr Recht eingesetzt und in den Rang einer ernstzunehmenden Arbeitshypothese erhoben worden. Der Verfasser wagt die Prophezeiung, daß sie in dieser Form Velikovskys letztlich doch nicht so recht überzeugendes Planetenkollisionsszenario nun ihrerseits verdrängen wird, da ihre erklärerische Kraft und problemlösende Potenz hinsichtlich der prä- und protohistorischen Kataklysmen überlegen ist.

Einschlagspuren eines Großmeteoriten in Argentinien entdeckt **Herbert Hofer, Stuttgart**

Gründe, die im Zusammenhang mit der Entdeckung des kosmischen Ursprungs des antiken Spiralsymbols veröffentlicht sind, haben mich schon 1988 den realen Hintergrund von Phaethons Erdensturz in der Steinzeit annehmen lassen. Für meine Hypothese, die v. Engelhardt zufolge¹ als erster J.W.v. Goethe vertreten hat, fand ich nicht nur Indizien in verschie-

1. Engelhardt, Wolf von (1979): "Phaetons Sturz - ein Naturereignis?" in *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, mathematisch naturwissenschaftliche Klasse*, 2. Abhandlung, Berlin

denen Disziplinen der Kultur- und Naturwissenschaften, sondern nun auch eine überraschende Bestätigung: Was für sich genommen wie eine Meldung unter vielen klingt, erweist sich im Licht der Phaethon-Überlieferung als geradezu sensationell:

"Streifender Meteoritenfall / Länglicher Krater in Argentinien / Höchstens 10000 Jahre alt".

Mit dieser Überschrift wurde am 19. Februar 1992 in der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* auf einen Artikel in *Nature* mit der Überschrift "Trail of a Bouncing Meteorite" auf der Titelseite hingewiesen. Er berichtet über Spuren eines in Argentinien flach aufgeschlagenen Himmelskörpers.

Entlang eines Streifens von 50 km (!) in Nordost-Südwest-Richtung befinden sich zehn längliche Senken in dem Pampagelände. Die anfangs bis zu 4 km langen und über 1,2 km breiten Bodenverformungen haben an den Längsseiten 3 bis 7 m hohe Ränder; ihre Böden liegen unter dem Geländeniveau. Diese flachen Krater eines schräg aufgeschlagenen Meteoriten waren aufgrund der größeren Erosionsfläche schwerer zu erkennen als die normalerweise rundlichen Krater von Meteoriten mit steilem Einfallswinkel. Außerdem fand man in der Nähe tektitartige Gläser sowie Chondritenbruchteile (=steinförmige Meteoriten), die auf Meteoritenauf- und -einschläge schließen lassen.

Die Autoren nehmen an, daß der schräg aufgeschlagene, dann zersprungene Himmelskörper einen Durchmesser von etwa 150 bis 300 m hatte und bei seinem Einschlag eine Energiemenge wie von 350 Megatonnen TNT Sprengstoff freisetzte. Das wäre bei einer (von den Autoren geschätzten) Geschwindigkeit von 25 km/s das 30-fache des 1908 niedergegangenen Tunguska-Meteoriten in Rußland. Außerdem sei vorstellbar, daß die frühen Bewohner Südamerikas Zeugen dieses Ereignisses geworden sind.

So der Artikel aus 'Nature'. Was die Größe bzw. Aufschlagsgeschwindigkeit des Himmelskörpers betrifft, müssen die Angaben aus 'Nature' meines Erachtens etwas korrigiert werden. Es ist anzunehmen, daß der "Komet" ursprünglich größer war als von den Autoren angenommen. Dafür spricht vor allem der extrem flache Aufschlag, der einen Krater verursacht hat, der kaum größer gewesen sein dürfte als der Himmelskörper selbst. Bei der Geschwindigkeit ergibt eine ballistische Rückrechnung einen erheblich geringeren Wert als 25 km/s, vermutlich etwas über 10 km/s. Aus den

Bodenverformungen ergibt sich eine, von der Erde aus gesehen, flache Sturzbahn dieses Himmelskörpers von Nordost nach Südwest.

Der Himmelskörper dürfte der Erde "nach langen Zeiträumen" (wie in Platons Timaios-Dialog erwähnt) aufgrund ihrer und anderer Anziehungskräfte auf ellipsenähnlicher Bahn näher gekommen sein. Dabei wurde er wahrscheinlich auch durch die Erdatmosphäre anfangs wenig, dann immer stärker abgebremst. Dies hatte zur Folge, daß seine Ellipsenbahn in ihren erdfernen Kurven der Erde immer näher rückte, also immer kleiner wurde. Dieser Himmelskörper mußte die Erde auch immer schneller umkreist haben, zuletzt vielleicht sogar täglich mehrmals.

Dieser Planetoid, Asteroid oder Meteorit "Phaethon" dürfte sich vom Erscheinungsbild her immer mehr zu einem Kometen gewandelt haben, da die Berührung der Erdatmosphäre zum Erglühen und Abbröckeln von Teilstücken führte, die anfangs noch in seiner Flugbahn aufleuchteten. Sie erweckten so den Eindruck eines Feuerschweifes.

Die Möglichkeit, daß unsere Erde in der Vorzeit einen zweiten Mond gehabt hat, kann aufgrund ältester Mythen nicht ausgeschlossen werden. Dies wäre ein Faktum, das innerhalb unseres Planetensystems keineswegs einzigartig ist: Man denke nur zum Beispiel an die beiden Marsmonde.

Prof. Dr. Erhard Wielandt, der Direktor des Geophysikalischen Institutes an der Universität Stuttgart, hat auf meine Anregung hin ein Computerprogramm zur Darstellung von "Phaethons Erdensturz" entworfen, mit dem sich in etwa dieses für die Menschheitsgeschichte so entscheidende Ereignis in der Altsteinzeit in verschiedenen Varianten nachrechnen läßt:

Zum Beispiel könnte ein Himmelskörper mit ca. 1 km Durchmesser (etwa so auffällig bei Nacht sichtbar wie die Venus) die Erde in einer Höhe zwischen 10- und 20.000 km auf einer Ellipsenbahn mit einer Geschwindigkeit von etwas über 10 km pro Sekunde umkreist haben. Bei seiner längerdauernden, zuletzt immer schneller erscheinenden Annäherung mußte er täglich mehrmals die Erde umkreisen, d.h. er schien täglich mehrmals auf- und unterzugehen, bis er dann flach - entsprechend dem o.g. Forschungsbericht - in Argentinien auf der Erde einschlug, zerbarst und in Teilen, wie ein Kieselstein über Wasser, bis zu 50 km weitersprang.

Es ist zu vermuten, daß es sich bei diesem über Erdverformungen in Südamerika nun nachweisbar gewordenen Großmeteoriten um den (nach Platons zu Beginn zitierten "seltsamer, aber durchaus wahren Geschichte")

im Timaios-Dialog beschriebenen "Phaethon" (griechisch: der Leuchtende, Glänzende) handelt, dessen Einschlag im -9. Jtsd. sich in Megalithbauten und neolithischen Petroglyphen widerspiegelt.

Denn wenn dieser Himmelskörper von Mond und Erde durch deren Gravitationskraft und Bremswirkung der Atmosphäre u.a. eingefangen wurde, dann hat dieses einzigartige kosmische Geschehen mit verheerenden Folgen (zuerst Feuer-, dann Blitz-, Erdbeben- und sodann Sintflutkatastrophe) Monate, vielleicht sogar Jahre gedauert und konnte von der damaligen Bevölkerung des ganzen Erdballs entsprechend lange miterlebt werden. Denn aufgrund der Erdrotation konnte der sich nähernde Himmelskörper auf seinen erdumkreisenden Ellipsenbahnen anfangs von allen Orten dieser Erde aus zuerst längere Zeit, dann in immer kürzeren Intervallen beobachtet werden.

Naudiets Kombinationsszenario

hi

Im Frühjahr 1993 erreichte mich - noch vor dem anschließend besprochenen Buch des Ehepaars Tollmann das Manuskript von Armin Naudiet: *Paradies · Sintflut · Eiszeit*. Es ist von speziellem Interesse, weil es erstmals Velikovskys Planetenkollisionstheorie mit einem Planetoid-Einschlag verbindet.

Dazu greift der Verfasser nicht nur auf C. Schaeffers Zerstörungshorizonte im Nahen Osten zurück, sondern auch auf die von G. Heinsohn und mir vorgeschlagenen extremen Kürzungen der Menschheitsgeschichte, ohne sie allerdings in vollem Ausmaß mitzutragen. Er kommt zu der revolutionären These, daß es im Verlauf der Menschwerdung **keine** Eiszeit(en) im geologischen Sinne gegeben habe. Ganz im Gegenteil kam es erst dann zur polaren Vereisung, als die orthodoxe "Eiszeit" zu Ende ging. Alle diese Klimaänderungen samt ihren Folgen auf die menschliche Entwicklung müssen hier ausgeklammert bleiben. Wir konzentrieren uns auf die dort vorgeschlagene Abfolge katastrophischer Ereignisse. Naudiet kommt zu einem wahrhaft "mörderischen" Szenario, für das er bereits Orientierungsdaten nennen kann:

- 11.000 Große Einschlagskatastrophe; danach Homo erectus
- 10.000 Kleinerer Einschlag; danach Neandertaler
- 9.000 Kleinerer Einschlag; danach Homo sapiens

- 3.500 Große Einschlagskatastrophe; Erdachsenänderung,
Sintflut; danach Neolithikum
- 2.800 Erste Nahbegegnung (Venus)
- 2.150 Zweite Nahbegegnung (Venus und/oder Mars u./o. Merkur)
- 1.600 Dritte Nahbegegnung "
- 1.200 Vierte Nahbegegnung "
- 1.000 Fünfte Nahbegegnung "
- 750 Letzte Nahbegegnung gemäß Velikovsky; danach Eisenzeit.

Die Zusammenhänge zwischen Einschlagskatastrophe und Sintflut ähneln in erstaunlicher Weise dem von den Tollmanns zeitgleich entwickelten Ideen. Deshalb liegt dem Verfasser daran, Naudiets Ergebnisse hier zumindest vorzustellen, nachdem er "mitschuldig" ist, daß sie noch nicht publiziert vorliegen.

Zusammenfassung und Ausblick hi

Wohl als erster Fachgelehrter sprach Harold C. UREY 1973 von den Zusammenhängen zwischen Einschlägen, Faunenschnitten und geologischen Perioden. 1979 betonte G. WETHERILL die Bedeutung der Apollo-Objekte als Katastrophenauslöser, während V. CLUBE und B. NAPIER Velikovskys Szenarien mit Hilfe von Planetoiden und Kometen zu erklären versuchten. Doch gilt erst das Jahr 1980 - damals vermutete L. ALVAREZ, daß die Saurier durch einen "himmlischen" Einschlag ausgerottet worden seien - als der Zeitpunkt, seit dem sich auch Geologen, Paläontologen und Astronomen für jene katastrophischen Gedanken erwärmen, die seit 1950 von VELIKOVSKY und anderen Nonkonformisten entwickelt, von der Orthodoxie aber erbittert zurückgewiesen worden sind. Wie schwer es fällt, solche Vorstellungen auch nur nachzuvollziehen, beweist oben Dr. Friedrich, der mit merklicher Genugtuung prophezeit, daß Velikovskys Planetenannäherungen verdrängt werden dürften.

Es geht dem Verfasser an dieser Stelle nicht darum, Planetoid-Einschläge gegen Planetennahbegegnungen auszuspielen. Beides ist aus astronomischer Sicht möglich, beides ist auch miteinander kombinierbar. Er möchte vielmehr den Blick auf die Mythenforschung lenken, die noch keineswegs das gesamte "himmlische" Inventar ausgeschöpft hat. Wer

Velikovsky Szenarien in der Versenkung verschwinden lassen will, verliert auch seine Planetengötter. Dabei gibt es kaum ein härteres mythologisches Faktum als jene Verehrung, die fünf (kaum) sichtbare Planeten und die unübersehbaren "Riesenkörper" Sonne und Mond vereinigt. Der Glaube an die Wandelsterne und ihre speziellen Einflüsse auf den Menschen setzt aber - nach meinem Dafürhalten - zwingend voraus, daß mindestens einer dieser Planeten sich in einer Weise am Himmel gebärdet hat, die für alle Zukunft - bis hin zum Horoskop in der Regenbogenpresse - das wache Interesse auf diesen und die übrigen Wandelsterne gezogen hat.

Nun hat in diesem Jahr das Ehepaar Tollmann zweierlei demonstriert: Man kann die planetenspezifischen Mythen völlig verdrängen (indem man die klassische Siebenzahl aller Wandelsterne auf die Anzahl einschlagender Planetoidtrümmer überträgt; Tollmann 482), dafür aber Himmelsmythen heranziehen, die nicht direkt mit Planeten in Verbindung zu bringen sind. Und die Velikovskyaner müssen einräumen, daß es über reine Planetenmythen hinaus Erzählungen gibt, die sehr eindeutig von stürzenden Sternen, nicht von vorbeiziehenden Planeten berichten.

Die dritte Möglichkeit hat weder die eine noch die andere Seite beachtet. Es gibt auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Menschheitserinnerungen, die sich weder auf herabstürzende Himmelskörper noch auf Planeten (Wandelsterne) beziehen, sondern auf die sogenannten Fixsterne.

Es sei beispielgebend die völlig übersehene Studie des Altorientalisten, Sprachforschers und Dichters **Eduard Stucken** herausgehoben, der in drei Bänden (1896 bis 1907) die Astralmythen der Hebräer, Babylonier und Ägypter religionsgeschichtlich untersucht hat. Ohne sich auf diese Völker zu beschränken, filterte er 86 verschiedene, allen Mythen zugrundeliegende Motive heraus und führte die verwirrende Vielzahl auf diese vergleichsweise wenigen Kristallisationskerne zurück.

Derartige Schätze sollten gehoben und zur Verfügung gehalten werden. Dann wird sich die Vielzahl jener Katastrophenszenarien, die für die nächste Zeit erwartet werden können, rasch eingrenzen lassen. Die Zeit ist reif für eine neue Phase des Katastrophismus.

Nachdem ich mir sicher bin, daß noch andere katastrophische Ansätze vorliegen, bedanke ich mich schon jetzt für jeden Hinweis auf mir nicht bekannte weitere aktuelle Ansätze.

Quellen:

- Alvarez, L. (1980): "Mass extinctions caused by large bolide impacts"; in *Physics Today* 40 (7) 24-33
- Clube, Victor / Napier, Bill (1979): "A Theory of Terrestrial Catastrophism"; in *Nature* (308) 609
- (1982): *The Cosmic Serpent. A catastrophist view of Earth History*; London
- Friedrich, Horst (1990², 1988): Velikovsky, Spanuth und die Seevölker-Diskussion. Argumente für eine Abwanderung atlanto-europäischer spät-bronzezeitlicher Megalithvölker gegen 700 v. Chr. in den Mittelmeerraum; Wörthsee. Zu beziehen durch Dr. Horst Friedrich, 82237 Wörthsee-Auing, Hauptstr. 52
- Hofer, Herbert (1988): "Phaethon, der Stern, der die Erde traf. Beiträge zur Lösung der Rätsel um Atlantis, Carnac, Labyrinth- und Spiralsymbol, Sintflut, Sphinx und Stonehenge"; in *Börsenblatt des Deutschen Buchhandels* vom 16.12.1988
- (1993²; erstmals 1991): *Neue Bestätigung einer alten Vermutung: Phaethons Erdensturz ein welterschütterndes Natur- und Kulturereignis*; Stuttgart. Beziehbar bei *Schwäb. Wirtschaftsberatung* 70437 Stuttgart, Adalbert-Stifter-Str. 62
- Naudiet, Armin (1993): *Paradies · Sintflut · Eiszeit*; unveröffentl. Manuskript; Schwabach 4/93
- Spanuth, Jürgen (1965): *Atlantis*; Tübingen
- (1985): *Die Phönizier*; Osnabrück
- Spedicato, Emilio (1990): "Apollo Objects, Atlantis and the Deluge: A Catastrophical Scenario for the End of the Last Glaciation"; in *Quaderni del Dipartimento di Matematica e Informatica*, Istituto Universitario di Bergamo, Nr. 22 (Eine erste Fassung ist 1985 als Quaderno no. 3 erschienen)
- (1991): "Apollo Objects, Atlantis, and the Deluge: A Catastrophical Scenario for the End of the Last Glaciation"; in *NEARA Journal*, Paxton, Vol. XXVI/No. 1/2, 1-14, 34-42
- Stender, Walter (1982): *War Phaëton ein Planetoid?* Germering, unveröffentlichtes Manuskript von 8/82
- Stucken, Eduard (I:1896; II:1901; III:1907): *Astralmythen der Hebraeer, Babylonier und Aegypter. Religionsgeschichtliche Untersuchungen*; 5 Teile in 3 Bänden; Leipzig
- Tollmann, Alexander und Edith (1993): *Und die Sintflut gab es doch*; München
- Topper, Uwe (1977): *Das Erbe der Giganten*; Olten/Freiburg
- Urey, Harold C. (1973): "Cometary Collisions and Geological Periods"; in *Nature* 242 (32f)
- Wetherill, G.W. (1979): "Apollo Objects"; in *Scientific American* (240) 38

Donnelly - Muck - Tollmann

Eine Rezension von Heribert Illig

Dreimal hat ausgerechnet die so katastrophenscheue Geologie in gut hundert Jahren den Anstoß dafür gegeben, sich für Katastrophen und für das geheimnisvolle Atlantis zu interessieren.

1882 publiziert das amerikanische Kongreßmitglied **Ignatius Donnelly** einen Bestseller: '*Atlantis, the antediluvian world*'. (Daß er in Wahrheit Edmund Boisgilbert geheißen hätte, davon berichtet nur das Ehepaar Tollmann [414]). Die Kombination von Atlantis und Sinflut sollte ihm langanhaltende Aufmerksamkeit sichern. Doch was veranlaßte Donnelly zu der These, daß Atlantis dort, wo heute einsam die Azoren im Atlantik liegen, einstens Atlantis versunken sei?

"Die Schiffe verschiedener Nationen haben sich mit Tiefsee-Forschungen über diese Angelegenheit [Atlantis] beschäftigt. Das amerikanische Schiff 'Dolphin', die deutsche Fregatte 'Gazelle' und die englischen Schiffe 'Hydra', 'Porcupine' und 'Challenger' haben den Meeresgrund des Atlantischen Ozeans kartographisch aufgenommen, und das Resultat dieser Aufnahme besteht darin, daß man eine ausgedehnte Bodenerhebung fand [...] In den Azoren, den St. Pauls Felsen, Ascension und Tristan da Cuna erreicht sie die Oberfläche des Meeres" [1911, 44f].

Unter stetem Berufen auf geologische Befunde wird "Atlantis wissenschaftlich rekonstruiert" [332], wobei Donnelly eine erstaunliche Fülle von - keineswegs auf die Geologie beschränktem - Vergleichsmaterial aufbieten kann, um für ein versunkenes Bindeglied zwischen Amerika und Europa zu plädieren. Damals wurde die Suche nach Atlantis und Sintflut wieder populär.

1948 erschien zu Wien in deutscher Übersetzung von dem Ozeanologen **Hans Pettersson** das Buch '*Atlantis und Atlantik*', in dem klargestellt werden sollte, daß die Azoren seit mindestens 20 Millionen Jahre vom Meer bedeckt seien, weshalb geschlossen werden dürfe:

"Die Azorentheorie ist eine Leiche, endgültig tot" [Pettersson laut v. Khuon in Muck, 14].

Das animierte den Wiener Ingenieur **Otto Muck** zu zwei Atlantis-Büchern, die bis 1954 und 1956, seinem Todesjahr, entstanden. Das zweite erhielt

den schon vertraut klingenden Titel '*Atlantis - die Welt vor der Sintflut*'. Er entschied sich als erster für einen einschlagenden Planetoiden, während der Österreicher Hanns Hörbiger noch an mehrere Monde gedacht hatte, die nacheinander von der Erde eingefangen werden und auf sie herabstürzen. Dank seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung konnte Muck das ganze Arsenal nutzen, das die Naturwissenschaften seiner Zeit bereitstellten, und kam so zu einem überzeugenden Szenario, das von genau lokalisierten Einschlagkratern ausging und die zu erwartende Katastrophe präzise nach allen Richtungen hin auslotete.

Mucks Credo war und blieb: Auch wenn die Geologie eine Katastrophe in frühmenschlicher Zeit verneint, kann, ja muß sie trotzdem stattgefunden und eine "zu frühe" Hochkultur ausgelöscht haben. Der Rezensent teilt den ersten, nicht aber den zweiten Teil von Mucks These.

1993 traten unter kräftigem Rühren der Werbetrommel zwei Geologen auf den Plan, um erneut die Existenz von Sintflut und Atlantis zu beweisen: '*Und die Sintflut gab es doch*'. **Alexander und Edith Tollmann** versuchen gleich eingangs dem Leser aufzuoktroieren, daß hier "die **fast mit mathematischer Präzision** arbeitende Naturwissenschaft" [10; Hvhg. hier und i.w. von H.I.] die Stimme erhebe. Schließlich kommen sie "von der **mit exakten naturwissenschaftlichen Methoden** arbeitenden Geologie" [11] her, um

"die **mit allen Vorsichtsmaßnahmen** der **kritischen** Naturwissenschaft angelegte, auf **breiter, moderner** geologischer und mythologischer Basis durchgeführte Untersuchung" [20]

durchzuführen.

"Heute sind das Wesen der Impakte und das Ausmaß solcher Naturkatastrophen für die Erde dank dieser **einmaligen** Kraftanstrengung der Naturwissenschaftler, dank der **präzise arbeitenden modernen** Forschungsmethoden und -instrumente und aufgrund der hier **perfekt funktionierenden** Zusammenarbeit über die Grenzen der Einzeldisziplinen hinweg weitgehend aufgeklärt" [31].

Und schließlich:

"Das verpönte Thema '*Atlantis*', das als Tummelplatz einer Flut von Scharlatanen in Mißkredit gebraucht wurde, kann und muß nun unter diesen **grundlegend neuen** Aspekten auf **realistischer** erdwissenschaftlicher Basis neu überprüft werden" [154].

Oh süße Lust der unüberbietbar exakten Geologie! Sollte man meinen - aber nein, das Buch will etwas ganz anderes. Es wäscht nämlich den Kollegen Geologen ganz gehörig den Kopf, weil mehr als eine Tatsache

"im Weltbild der Geologen bisher **eben nicht akzeptiert und integriert** worden" [253] ist.

"Die **selbstzufrieden** im Lyell-Darwinschen Aktualismus der kleinen Schritte verharrenden Paläontologen und Geologen" [417]

haben es seit 1835 versäumt, den beschwichtigenden Aktualismus von Charles Lyell vom Tisch zu fegen und auf Cuviers Spuren zu einem Neo-Katastrophismus zu finden. Die Tollmanns müssen rügen, daß es **fast 180 Jahre** dauerte,

"bis die Fachkollegen seine [Cuviers] wohl wichtigste Erkenntnis, die Katastrophenlehre begriffen, **zögernd akzeptierten** und ihr endlich Beifall zollten" [418].

Während sie aber einmal behaupten, daß

"uns aus jedem einschlägigen naturwissenschaftlichen Werke der achtziger Jahre [...] eine völlige Hinwendung zum Neokatastrophismus" [421]

entgegenschlägt, werden dieselben Geologen hart gerügt, daß sie das heiße Thema 'Impakt in historischer Zeit' gar so zögerlich anpacken [18].

Diese Widersprüche wirken äußerst 'betriebsblind': Ist nun die Geologie in ihrer Exaktheit und Präzision die Königin aller Wissenschaft, wie es die Geologen Tollmann gerne hätten, oder sind die Geologen ein Haufen ängstlicher, kurzsichtiger Ideologen, die 180 Jahre brauchen, um endlich auch das zu sehen, was alle Unvoreingenommenen längst wissen? Tollmanns schätzen die Geologen besser ein als "die" Geologie.

Dies bleibt nicht die einzige massive Ungereimtheit dieses Buches. Die nächstgrößere kommt, wenn es um die Schilderung der Sintflutkatastrophe geht. Das vorbereitende Kapitel stellt auf dem letzten Stand der

"Geologie, Vulkanologie, Geochemie, Mineralogie, Geophysik, Stratigraphie, Paläontologie, Ozeanologie, Klimatologie, Planetologie, Astrophysik, Astronomie usw. bis hin zur Kosmologie" [31]

alle Details jenes Endtertiärimpaktes dar, der wohl die Saurier auf dem Gewissen hat. Tatsächlich gibt es prächtige geologische Indizien: einen 180 km messenden Krater in Yucatan [32], eine weltweit präsenste Iridiumschicht [33], Schock- und Hitzewelle [35], Schwefeldioxidgase [38],

Erdbeben [42], entfesselten Vulkanismus [43], Feuersturm und Weltenbrand [44], Kontinentaldrift [42], Flutwelle [50], Impaktnacht [56], Impaktwinter [58], Sturzregen und Schneeflut [62], Umweltgifte [64] etc etc. Die meisten dieser Geschehnisse lassen sich leider nicht wie Krater und Iridium in der Erde nachweisen, sondern entstammen Modellrechnungen und Beweisen ex silentio, etwa dem späteren Fehlen von Saurierskeletten.

So weit, so gut. Nachdem aber der um die Dinos trauernde Leser bis S.88 endgültig die exakte Geologie als neues Leitgestirn akzeptiert, werden diese Endtertiär-Befunde auf eine Katastrophe übertragen, von der bis dato kein Geologe auf dieser Welt auch nur eine Spur gesehen hätte. Denn Tollmanns finden im -8. Jtsd. "ihren" Kataklysmus. Ihr Nachweis?

"Wir gehen denselben Weg, dessen 13 Einzelstationen wir bereits herausgearbeitet haben, als wir die zeitliche Abfolge des Endkreide-Impaktes anhand der erhaltenen geologischen Zeugnisse untersucht haben" [89].

Der gespannte Leser erwartet nunmehr 13fach geologische Beweise für den Tollmann-Impakt und freut sich, daß dieses Szenario auch noch mit Sagen und Mythen untermauert werden soll.

So trefflich aber die Tollmanns durch die gespenstischen Geschehnisse ihres planetoidalen Impakts führen, so schmerzlich vermißt der Leser die versprochenen geologischen Beweisstücke. Die sieben großen Krater, alleamt größer als 100 km im Durchmesser, liegen leider alle auf dem Meeresgrund und konnten bislang nicht nachgewiesen werden [134ff]; sichtbar sind nur Einschläge wie der Morasko-Krater in Polen, der nur vielleicht dazugehört und kümmerliche 100 m mißt [138]. Von einer Iridium-Schicht wird gar nicht erst gesprochen; der einzige erwähnte Iridium-Fund in einem Gletscher der Antarktis gehört zum vorhergehenden Impakt [258].

Und die Sintflut? An ihrer weltweiten Erstreckung ist "heute keinerlei Zweifel" möglich [191]; seltsamerweise hat sie nirgends - oder allenfalls in Vietnam [254] - Lehm aufgehäuft, denn die nachgewiesenen mesopotamischen Lehmschichten liegen für eine Sintflut von -7500 einfach viel zu hoch [267]. Es gibt auch keine Nachweise der kilometerhohen Wellen, die über die Kontinente hereinbrachen [245] und charakteristische Verschiebungen ausgelöst haben sollten.

Aber es gibt doch die Tektite! Das sind glasige Schmelzen, die als aufgeschmolzene Krustenteile ausgeschleudert werden und keine 10 cm

messen [38, 251]. Jeden Einschlag müßte ein Tektit-Streifelfeld auszeichnen! Dummerweise sind erst zwei derartige Felder gefunden worden: In Südostaustralien und in Vietnam [134ff]. Und dummerweise vermischen sich in beiden Fällen 700.000 Jahre alte Tektite mit nicht einmal 10.000 Jahre alten Tektiten [249].

Die Tollmanns verlieren kein Wort darüber, wieso Tektitfelder von dermaßen unterschiedlichem Alter so ineinanderliegen, daß sie kaum unterscheidbar sind. Nach 700.000 Jahren immer noch dieselbe Erdoberfläche? Sie retten sich zu C^{14} -Messungen [250], obwohl sie wenige Seiten vorher darauf hingewiesen haben, daß sich der Anteil von C^{14} an der Atmosphäre durch den Impakt dramatisch geändert hat [um bis zu 40 %; 218]. Tektitforscher wie der Geochemiker Christian Köberl oder der Kosmophysiker Elmar Jeßberger haben sofort klargestellt, daß ihre Zunft keine so jungen Tektite kennt [Club-2-Diskussion, ORF].

So bleiben als einziges geologisches Indiz die Eiskerne aus Grönland. Eine Schichtstelle mit einem übermäßig hohen Säuregehalt soll den Säure-Fallout nach der Katastrophe signalisieren. Doch für welche Jahreszahl steht diese Stelle? Niemand kann bislang zuverlässig Eiskernmeter in Jahre umrechnen. Zur Eichung hat man irgendeinen Säurewert der spätmykenischen Santorin-Katastrophe zugeordnet, obwohl die orthodoxen Historiker sich immer noch auf kein Datum geeinigt haben und die unorthodoxen wissen, daß Santorin wegen der dunklen Jahrhunderte Griechenlands rund 600 Jahre zu alt datiert wird...

Die Tollmanns spielen ihren allerletzten "geologischen" Trumpf aus. Weil bei den Azoren "eine der verwundbarsten Stellen" der Erdoberfläche ist [499] und deshalb Atlantis bei den Azoren gelegen haben muß,

"[gibt] es nun im Falle von Atlantis zum ersten Mal eine geologisch einwandfreie, realistische Begründung dafür [...], daß die Insel beim Sintflut-Impakt über Nacht verschwand" [273].

Wer keinen besseren geologischen Beweis auf die Beine bringt als diese kreisschlüssig humpelnde Logik, würde besser schweigen. Doch die Geologen Tollmann wollen nicht bemerken, daß sie keinen geologischen Beweis in Händen halten:

"Die Beweiskette für einen solchen Impakt [...] ist aber in jüngster Zeit zusätzlich durch konkrete geologische Belege wie die aus ebendieser Zeit stammenden Tektite in Südastralien und Vietnam **sowie viele andere geologische Fakten** abgesichert worden" [171].

Objektiv betrachtet ist Tollmanns Katastrophe eine geologische Mogelpackung mit mythologischem Inhalt. Mit ihrem Parade-Impakt, der harte geologische Fakten für den Sauriertod bietet, suggerieren die beiden Autoren, daß sie auch für ihre Privat-Sintflut geologische Beweise hätten. Doch sie weisen nur Chimären vor; allein Bestand haben die zahllosen Belegstellen aus den Mythen. Hier haben sie sogar beispielhaft die Sintflutmythen aufgearbeitet und als Beweise herangezogen. Leider ließe sich dieses weltweite Puzzle ganz nach Belieben auch für das -5. oder -3. oder -2. Jtsd. zusammenfügen. Für einen Impakt im -8. Jtsd. fehlt ihm jede Beweiskraft.

Wie sollte es auch? So, wie Tollmanns ihre Sintflut schildern, blieb niemand übrig, der sie hätte tradieren können:

"Zu Beginn unserer Untersuchung wagten wir zunächst nicht das Unwahrscheinliche zu erhoffen, daß nämlich Augenzeugen, die nahe genug an der Einschlagstelle waren, um den Vorgang selbst im einzelnen zu beobachten, **diese unvorstellbare Katastrophe** trotz der Stärke der Druckwelle bei der Explosion, den Hitzepuls, den Regen aus glühendem Fallout und konzentrierter Säure und die Flutwelle im näheren Bereich des Explosionshofes überlebt hatten und dann noch so detailliert über das Ereignis berichten, daß **über fast zehn Jahrtausende hinweg** eine inhaltsreiche Beschreibung dieses Augenblicks, als die nachhaltigste Erlebnisabfolge der Menschheit einsetzte, bewahrt wurde. **Trotzdem** stießen wir in den vielen Traditionen bei sorgfältiger Prüfung auf **nicht einmal wenige Fälle** dieser für den Historiker so glücklichen Kombination" [111].

Aus den "nicht einmal wenigen Fällen" wird rasch die "Vielzahl" antiker Mythen [131]. Und die Quellen sprudeln offenbar wirklich ubiquitär: von Alaska bis Feuerland, von Island bis China - überall haben Berichterstatter kilometerhohe Wellen, Giftgasangriffe, Erdbeben, Hitzestürme grauenhafter Dimensionen nicht nur überlebt, sondern getreulich überliefert. Souverän wird ein Umkehrschluß gezogen: Weil die lediglich C¹⁴-datierte [131, 249-255] "große Flut" so gut tradiert ist, ist bewiesen,

"daß sich mündliche, in Details wortgetreue, umfangreiche Traditionen **unverfälscht über zehn Jahrtausende** erhalten können" [270].

Für Tollmanns ist sogar klar, daß ihre Sintflut nur die letzte, jüngste Katastrophe war, die der Mensch erlebt und überliefert hat [359]. Sein Erinnerungsvermögen reicht noch viel weiter zurück. Deshalb erntet der Mythen-

forscher Konrat Ziegler nur Spott, weil er die Grenze für exakte mündliche Tradierung nicht irgendwo oberhalb 40.000, sondern schon bei 100 Jahren gezogen hat [270].

So hypertroph-naiv können wohl nur die von ihren selbsterzeugten Jahrmillionen kontaminierten Geologen die Fähigkeiten des menschlichen Gedächtnisses einschätzen. Eine realistische Einschätzung sähe ganz anders aus, wie der Autor 1988 dargelegt und G. Heinsohn 1991 für das Menschengeschlecht insgesamt ausgeführt hat. Leider sind den Tollmanns derartige Arbeiten bei ihren Recherchen nicht begegnet.

Wir kommen damit zu einem äußerst peinlichen Kapitel: Der Umgang mit den Vorläufern. Selbstverständlich haben die Tollmanns viele Außenseiterschriften gelesen, aber mit einem derartigen Schaudern, daß sie sich nur angewidert abwenden konnten:

"Durch diese [unsere] Synthese lernen wir so viele Einzelheiten über das Sintflutgeschehen kennen, daß sich die folgende Schilderung fast wie eines der vielen Phantasieprodukte liest, die im Laufe der Zeit zu diesem Thema erschienen sind. **Das ist uns beinahe peinlich.** Aber wir müssen uns dafür nicht entschuldigen, weil wir, vom reißerischen Stil mancher Autoren abgestoßen, unserer Phantasie straffe Zügel angelegt haben und als Wissenschaftler **nur auf belegbare Fakten** bauen" [243].

Dieses Statement hat sich bereits als Selbst- wie als Lesertäuschung erwiesen, nachdem aussagekräftige geologische Beweise nicht vorgelegt werden konnten. Weiterhin wurde gezeigt, daß den Tollmanns sehr wohl die Phantasie durchgegangen ist. Ähnlich wie Velikovsky, dessen Exodus-Szenario Zweifel aufkommen läßt, ob hier auch nur ein Mensch überleben konnte, schildern sie ihre apokalyptische Visionen mit einer solchen Wucht, daß die Spezies Mensch überhaupt keine Überlebenschance gehabt hätte. Erschrocken über ihr eigenes Szenario lassen sie ihre Berichterstatter in Erd- und Felshöhlen überleben [435], als wenn die nicht unter himmelhohen Wogen vollgelaufen, von Erdbeben zerstört und von Giftgasen erfüllt worden wären.

Peinlicherweise entwickeln die Tollmanns aber auch noch jene sprachliche Wucht, wegen der sie Velikovsky als "Katastrophen-Journalisten" [213] abqualifizieren und seine

"phantasievolle Vielfalt der dargebotenen Katastrophen und eine
überreich genutzte dichterische Freiheit"

süffisant verspotten [445].

Schlimmer noch geht es Otto Muck. Er wird unter die Autoren "von
spekulativen, quasi-belletristischen Sachbüchern" [445] eingereiht und
schon wegen seinem Buchtitel "Alles über Atlantis" gebrandmarkt [ebd].
Nun ist Mucks Titel posthum formuliert worden, während die Tollmanns
sich ungeniert und genauso effekthascherisch an den Weltbestseller "*Und
die Bibel hat doch recht*" angehängt haben. Und allen Verleugnungen und
Mißachtungen zum Trotz haben sich die in Wien lehrenden Tollmanns den
Wiener Muck als direktes Vorbild auserkoren. Das läßt sich durch eine
einfache Gegenüberstellung nachweisen:

Auflistung der Thesen zum großen Einschlag:

| Muck | Tollmann |
|--------------------------------------|--|
| 5.6.-8489, 13 Uhr | 23.9.-7552, 3 Uhr |
| Planetoid [179] | Planetoid |
| Planetoid in 2 Teile zerbrochen | Planetoid in 7 Teile zerbrochen |
| Zusätzlich Trümmerschwarm [Carolina] | Einige Trümmerteile [Ötztal, 24] |
| Alle Krater gefunden | Alle Krater postuliert |
| - | Tektite postuliert |
| Atlantis-Hochkultur im -10. Jtsd. | Atlantis-Hochkultur im -10. Jtsd. |
| Untergang Atlantis im Atlantik | Untergang Atlantis im Atlantik [499] |
| Erst danach Golfstrom [93] | Golfstrom nicht betrachtet |
| Dadurch anderes Klima in Nordeuropa | unberücksichtigt |
| Erdachse taumelt [197] | Erdachse stabil; einst geneigt [322] |
| Erdkruste bricht auf [218] | Erdkruste bricht auf [500] |
| Kontinente gekippt [254] | Kontinentalschollen unter Druck [151f] |
| Plattentektonik berücks. [59,158] | Plattentektonik berücks. [151] |
| Schlamm-Meer [227] | - |
| Sintflutregen [231] | Sintflut- und Schlammregen [206] |
| Blutregen [240] | Blutregen [438] |
| Mammusterben [243] | Mammusterben |
| Löß [258] | fehlt im Register, doch 254 erwähnt |
| Stick- und Giftgase [262] | Umweltgiftproduktion [210] |

Der nüchterne Vergleich erweist Muck in zentralen Belangen wie in der
Methodik eindeutig als Vorläufer: Schon er argumentiert für einen Plane-

toiden in mehreren Teilstücken (all deren Krater er sogar vorweisen kann), schon er errechnet stundengenau eine Einschlagkatastrophe in vergleichbarer Zeitdistanz, schon er leitet daraus auch den Untergang von Atlantis ab. Nur in einem ist er kein Vorläufer: Er ist kein Etikettenschwindler wie die Tollmanns, denn er legt wirklich mythologische *und* geologische Beweise vor. Mucks Entwurf war zukunftsweisend, der Tollmannsche ist epigonal.

Wir sind leider noch nicht fertig. Die Tollmanns zeigen in ihrem Dinosaurier-Impakt-Kapitel, daß sie Quellen sauber zitieren können. Warum vergessen sie diese Eigenschaften so gründlich bei ihrem eigentlichen Thema? Sie schmähen ihre Außenseiter-Vorläufer, um dann doch nichts anderes zustandezubringen als die geschmähten Außenseiter. Vor allem bei ihren Ausführungen zu Atlantis ist ihnen Originalität und Skepsis gleichermaßen abhandengekommen.

Ist es Zufall, daß sie nur Donnelly gelten lassen, der außer Lotungen noch keinen Beweis aus Geologenhand erhalten hatte? Und warum fehlt der in diesem Heft erwähnte Physiker Spedicato ganz, der nun wirklich klare Impakt- und Katastrophenrechnungen vorgelegt hat, deren Niveau die Tollmanns nicht erreicht haben?

Im Abschlußkapitel über 'Homo sapiens philosophicus' verlieren sie dann jede Weisheit. Ebenso schwungvoll wie unbelegt schwadronieren sie über das Entstehen der Weltreligionen, die Opfer- und insbesondere Menschenopferkulte, über Sphinx, Drache, Schlange und Löwe, als würden sie als erste die Kultur aus der Katastrophe herleiten. (Sie sind allerdings auch Titeln wie 'Chronologie und Katastrophismus' aus dem Weg gegangen.) Ich will vor allem auf die Schriften von Gunnar Heinsohn hinweisen, der zu Menschenopfer und Religionsentstehen längst quantitativ wie qualitativ mehr ausgesagt hat, als den Tollmanns in jeder Hinsicht zugänglich war.

Heinsohn hat auch bereits auf den vielleicht unheimlichsten Aspekt bei den Tollmanns hingewiesen, die folgendes schrieben:

"Diese Bevölkerungsexplosion wurde durch die Sintflut um fast zehn Jahrtausende aufgeschoben und vollzieht sich erst heute, vor unseren Augen, dafür weltweit und um so nachhaltiger. Ein Impaktor mit einem etwas größeren Durchmesser als der vor 9545 Jahren hätte der Natur die von einer Brutalität und Rücksichtslosigkeit ohnegleichen gekennzeichnete bewußte Umweltzerstörung durch die heutige Menschheitsexplosion erspart!" [227]

Hier bleiben zwei Wissenschaftler auf den Gedanken der "Sünd-Flut" fixiert, den sie bei kirchlichen Autoren durchaus kritisieren [389]. Heinsohn stellt für die engagierten Kernkraftgegner klar:

"... Grüne, die ganz offen das große Töten herbeisehnen. Die österreichischen Ökologen Alexander und Edith Tollmann etwa - führende Geologen ihres Landes - barmen regelrecht darum, daß nicht weniger als eine Sintflut wieder einmal das Menschengeschlecht vertilgen möge [Heinsohn 1993].

Vielleicht ist dieser strafersahnende Todestrieb der Grund, daß reherchegewohnten Wissenschaftlern die aktuelle deutschsprachige katastrophische Literatur ganz und die angelsächsische (mit der zu selten zitierten Ausnahme Clube/ Napier) fast vollständig entgehen konnte. Sonst hätten sie allerdings erkennen müssen, daß eine Sintflutkatastrophe vier Jahrtausende vor jeder Hochzivilisation nicht tradierbar gewesen wäre und schon aus diesem Grund eine Jüngerdatierung unvermeidlich wird.

Solche Selbstkritik fehlte den Tollmanns ganz entschieden. Vielleicht deshalb ist es ihnen unterlaufen, daß sie wider erklärte Absichten kein geologisch orientiertes Sachbuch, sondern einen jener "publikumswirksamen Bestseller" [445] geschrieben haben, die ihnen selbst angeblich so zuwider sind. Aber trotz anvisierter Großauflage sind sie bescheiden geblieben: Mit ihrem Buchtitel dulden sie Galileo Galilei ("Und sie bewegt sich doch") immerhin an ihrer Seite.

Aber haben vielleicht die Tollmanns gleichwohl - trotz fehlender geologischer Beweise, herzhaften Übernahmen aus verrissenen Büchern und heimlichem Wildern im katastrophistischen Revier - dem katastrophistischen Gedanken einen Dienst erwiesen? Sicher ist, daß sie es den Geologen allzuleicht gemacht haben, Impakte in historischen Zeiten weiterhin **nicht** zu dulden. Hier wird die Geologie die Tollmannsche Gedanken mit vollem Recht ablehnen und damit die rückständige Wissenschaft bleiben, die sie seit Lyell ist. Aber natürlich könnten sehr viele Leser durch die Tollmanns zum Katastrophismus geführt werden. So hätte dann auch das Schlechte wieder sein Gutes.

"Daß für diese Literatur in einer für Katastrophen sensibilisierten Welt ein Bedürfnis besteht, beweist die hohe Zahl der Leser" [445].

Die österreichischen Verkaufszahlen erweisen die Richtigkeit wenigstens einer Tollmannschen These.

Quellen

- Donnelly, Ignatius (1882): Atlantis. The antediluvian World; New York (deutsch 1911: Atlantis, die vorsintflutliche Welt; Eßlingen)
- Heinsohn, Gunnar (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit; Gräfelfing
- (1993): Konflikte der Überlebensforschung: Ressourcenschutz als Militärstrategie? Vortrag am 22.6.1993 auf der Tagung 'Natur im Kopf' in Stuttgart; Basel
- Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.
- (1991): Chronologie und Katastrophismus. Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag; Gräfelfing
- Muck, Otto (1978): Alles über Atlantis. Alte Thesen - neue Forschungen. Mit einem Vorwort von Ernst von Kluon; München (erstmalig 1976)
- Tollmann, Alexander und Edith (1993): Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit; München

RADSTADT/URGESCHICHTE: Ein Holzstück mit dem unglaublichen Alter von etwa 40.000 Jahren gibt Max Walter aus Radstadt Rätsel auf. Er ließ ein vor 20 Jahren im Brandschutt eines Hauses unter der ehemaligen Bäckerei Pospischil am Stadtplatz aufgenommenes Stück Holzkohle aus purer Neugier mittels C_{14} -Methode bestimmen. Max Walter will nun unbedingt das Alter des Gemäuers, in dem die Holzkohle gefunden wurde, eruieren.

Dr. Othmar Ruby machte diesen besonders prägnanten C_{14} -Fund in den
Salzburger Nachrichten vom 7.11.1991

Unsere liebe Post

Ein Nachschlag von Egidius Mantis

Meine böse Glosse über jene Post, die inflationäre Gebühren eintreibt und erst Telefonhäuschen magenta-farbig ersetzen und jetzt ohnehin schliessen will [SZ 17.8.], kam auch kompetenten Chargen auf den Schreibtisch.

Das Bundespräsidialamt teilte verständnisvoll mit, daß in vielen Briefen auf die Auswirkungen auf "insbesondere die Produkte kleinerer Verlage aufmerksam gemacht" worden ist. Leider "liegt die ausschließliche Zuständigkeit beim Bundesminister für Post- und Telekommunikation".

Dieser sah das anders: "Die Deutsche Bundespost POSTDIENST trägt die unternehmerische Verantwortung für die Preis- und Produktgestaltung [...]. Da in Ihrem Schreiben vor allem diese Fragen angesprochen werden, habe ich es an die Deutsche Bundespost POSTDIENST weitergeleitet".

Diese, also die Deutsche Bundespost POSTDIENST GENERALDIREKTION, Bonn, stellte dann alles klar. Hatte ich mich beschwert, daß die Büchersendungen im In- und Ausland um über 80 % verteuert worden sind, klärte sie mich am 21.6.93 auf:

"Neben ihren infrastrukturellen Verpflichtungen bestehen aber auch kulturpolitische Anforderungen, denen die Deutsche Bundespost POSTDIENST nachzukommen hat. So ist der entgeltbegünstigte Versand von Büchern [...] eine politische Entscheidung zur Förderung von Kulturgut und keine betriebswirtschaftliche."

Ist jetzt die saftige Gebührenerhöhung bei Büchern eine Art Förderbeitrag zur Förderung (Beförderung?) von Kulturgut? Oder muß ich der Generaldirektion danken, daß sie lediglich 87,5 % aufgeschlagen hat? Oder sieht die Post Kulturgut besser gefördert, wenn es gar nicht mehr befördert wird?

Walther Killy zielte auf denselben Bötsch-Schillingschen Nagel, als er in seiner Glosse [FAZ vom 14.6.93] feststellte: "Der Postminister hat sich überdies vier Kategorien erdacht, die von einem hinterwäldlerischen Umgang mit Büchern Zeugnis geben." Denn die meisten Bücher fallen nicht mehr unter den Postbegriff "Buch", weil sie zu groß, zu dick oder auch - wie ein handliches Universalwörterbuch - zu klein für eine reguläre Büchersendung sind. Killy suchte deshalb Trost beim Duden, erkannte aber schlußendlich doch seine bibliophile Ignoranz: "Freilich ist dieser Duden auch kein Buch; er ist sieben Zentimeter dick und wiegt drei Kilogramm."

Chronik

- 29.4. Vortrag von Heribert Illig: "Technikgeschichte contra antike Chronologie. Die Technik der Pharaonen" im 'Museum für Verkehr und Technik' in Berlin als Veranstaltung des VDI
- 22.6. Vortrag von Gunnar Heinsohn: "Konflikte der Überlebensforschung: Ressourcenschutz als Militärstrategie" auf der Tagung 'Natur im Kopf' im Rahmen der *Internationalen Gartenbauausstellung* in Stuttgart. In der erweiterten Fassung "Ist Ökoforschung Vernichtungsforschung?" erhältlich gegen Einsendung von 10,- DM bei P.A.F. Verlag CH-4002 Basel POB 3870

Dr. Paul C. Martin schrieb in BILD die zwölfteilige Serie 'Die großen Rätsel der Menschheit':

- 16.8. Neandertaler: Warum waren die ersten Menschen so häßlich?
17.8. Wunder Pyramide. 6,5 Mio. Tonnen Steine: Wer baute wann & wie?
18.8. Riesen-Tresor Pyramide: Nie lag ein Pharaon drin!
19.8. Die Zeitfälscher im Vatikan. Haben sie 300 Jahre dazu erfunden?
20.8. Karl der Große. Hat er nie gelebt?
21.8. Karl der Große. Wo ist der Elefant des Kalifen?
23.8. Wie kam der Drache ins Märchen?
24.8. Wen töteten die Drachenkämpfer, z.B. Siegfried, Apollo, Gott?
25.8. Warum sehen die Gebirge aus wie Meereswellen?
26.8. Warum ging die Sonne einst im Westen auf?
27.8. Atlantis. Das größte Rätsel der Menschheit. War es Troja, war es Helgoland?
28.8. Die letzten Geheimnisse. Urknall, Eiszeit, Fluch des Pharaos...

Der Serie voraus ging die kurze Meldung: "Latein die Muttersprache? Alles Quatsch."

* * * * *

Hinweis: H. Grottes "Stammtafeln" (1877), die vor allem ab dem hohen Mittelalter eine breite Fülle bieten, sind als Reprint für 39,80 (+4,-) DM erhältlich bei *Buchversand M. Flury*, 97204 Höchberg, E.-Buchner-Str. 17

Mantis Verlag

Doppelt neu nach schon vergriffener Erstauflage!

Heribert Illig · Franz Löhner: Der Bau der Cheopspyramide

Seilrollen an der Pyramidenflanke: Wie die Pharaonen wirklich bauten
220 Seiten 125 Abbildungen Paperback 32,- (für Abonnenten 28,- DM)
(Wer vorweg die avisierten 20,- DM eingezahlt hatte, kam
in den Genuß eines sehr günstigen Subskriptionspreises)

Neu! Auslieferung September

Gunnar Heinsohn: Wer herrschte im Indus?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
ca. 120 S. zahlreiche Abbildungen Paperback 20,- DM

Gunnar Heinsohn (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit
100 Seiten 42 Abb. geheftet 20,- DM

Gunnar Heinsohn (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?

Assyrien ist auch in seiner persischen Glanzzeit nicht ohne Schrift und Städte
142 Seiten 83 Abb. geheftet 24,- DM

Heribert Illig (1992): Chronologie und Katastrophismus

Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag
256 Seiten Paperback 38,- DM

Heribert Illig (1992): Karl der Fiktive, genannt Karl der Große

Als Herrscher zu groß, als Realität zu klein
134 Seiten 24 Abb. geheftet 20,- DM

Heribert Illig (1987): Schriftspieler -Schausteller

Die künstlerischen Aktivitäten Egon Friedells
317 Seiten Paperback 28,- DM (Restauflage statt 70,- DM)

Heribert Illig (1993): Karriere ist Armut an Ideen

In Sachen Innerhofer (Friedell) 70 Seiten geheftet 14,- DM

Abonnenten bestellen einfach durch Einzahlung aufs Verlagskonto (s.S. 2)

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart

Interdisziplinäres Bulletin

5. Jahrgang, Heft 3-4

September 1993

- 3 Editorial
- 4 Jalta - diesmal in Frankfurt
- 7 D. Wolf: 'Der Schreiber' auf der Narmerpalette
ist eine Frau
- 8 D. Würch: Der ganz andere Megalithtransport
- 11 H. Schmidt: Bronzeuß im allgemeinen und der
sogenannte Sargonkopf im besonderen
- 22 P. Winzeler: Die Neuerfindung der Geschichte
Israels und ihrer Schichten
- 38 C. Marx: Datieren vor der Gregorianischen
Kalenderreform
- 46 H. Illig: Kalender und Astronomie
- 69 M. Zeller: Das Kalifat der Omaijsaden
- 87 M. Zeller: Der Iran in frühislamischer Zeit
- 111 H.-U. Niemitz: Eine frühmittelalterliche
Phantomzeit - nachgewiesen in Frankfurter
Stratigraphien
- 123 Friedrich · Hofer · Illig: Planetoiden contra
Planeten?
- 134 H. Illig: Donnelly - Muck - Tollmann
- 145 E. Mantis: Unsere liebe Post

- 2 Impressum
- 21 Die Wahrheit übers Mammut
- 45 König David in Israel bezeugt
- 68 Hyksos und Kreter
- 144 C¹⁴ kriert immer neue Phänomene
- 146 Chronik